

Solveig Engel

NEON DUNKEL



Jeder bekommt, was er verdient hat.

THRILLER

Solveig Engel

NEONDUNKEL

Jeder bekommt, was er verdient hat.

Dieses ebook wurde erstellt bei

neobooks.com

Vielen Dank, dass du dich für dieses Buch interessierst! Noch mehr Infos zum Autor und seinem Buch findest du auf neobooks.com - rezensiere das Werk oder werde selbst ebook-Autor bei neobooks.

- gekürzte Vorschau -

Inhaltsverzeichnis

[Titel](#)

[Prolog](#)

[Mittwoch, 10. Dezember](#)

[Freitag, 12. Dezember](#)

[Dienstag, 13. Januar](#)

[Exkurs](#)

[Donnerstag, 05. Februar](#)

[Freitag, 27. Februar](#)

[Montag, 23. März](#)

[Sonntag, 29. März](#)

[Montag, 30. März](#)

[Dienstag, 07. April](#)

[Samstag, 18. April](#)

[Sonntag, 19. April](#)

[Montag, 20. April](#)

[Dienstag, 21. April](#)

[Mittwoch, 22. April](#)

Donnerstag, 30. April

Freitag, 01. Mai

Montag, 04. Mai

Montag, 18. Mai

Dienstag, 19. Mai

Mittwoch, 20. Mai

Donnerstag, 21. Mai

Freitag, 22. Mai

Dienstag, 26. Mai

Montag, 20. Juli

Dienstag, 21. Juli

Mittwoch, 22. Juli

Donnerstag, 23. Juli

Sonntag, 25. Juli

Epilog

Nachwort

Danke

Impressum

Prolog

Niemand hört das Kratzen des Skalpells, die Musik, die aus dem Fernseher dudelt, oder den Atem der einzig anwesenden Person. Das Rasseln der alten Luftabzugsanlage erstickt jedes Geräusch.

In dem engen Raum wirkt die wuchtige Anlage wie eine futuristische Küche, in deren Edelstahlfronten sich das Licht der Neonröhren bricht. Genau wie das Rasseln durchdringt auch das Licht jeden Winkel. Die grellen Strahlen prallen gegen die Wände, springen über die weißen Fliesen und winden sich gnadenlos bis in den hintersten Winkel. Nichts bleibt ihnen verborgen. Kein Traum. Keine Erinnerung. Kein Geheimnis. Es gibt kein Entkommen.

Zwei Hände in blauen Latexhandschuhen arbeiten unmittelbar unter der Abzugshaube, als wären sie immun gegen den Lärm und das blendende Licht. Mit sicheren Bewegungen schaben sie eine matte Substanz von einer runden Metallscheibe, kaum größer als ein Fünfcentstück. Die Späne fallen in ein Glasgefäß, wo sie sich schäumend in einer klaren Flüssigkeit auflösen.

Als die gesamte Substanz entfernt ist, legen die Hände Skalpell und Metallscheibe sorgfältig zur Seite und saugen die Flüssigkeit mit einer Spritze auf. Danach wischen sie das Gefäß mit einem Tuch ab, entsorgen den Lappen zusammen mit Skalpell und Metallscheibe in einem gelben Container und spülen das Glas im Waschbecken. Schließlich reinigen sie die Arbeitsplatte und schalten die Dunstabzugshaube aus.

Für einen Moment erscheint alles still und friedlich. Nur aus

dem Fernseher klingen die Töne einer sanften Melodie.

Mittwoch, 10. Dezember

Aus dem alten Fernsehapparat spielt eine unbeschwerte Melodie von Wolfgang Amadeus Mozart. Ich weiß nicht, welches Stück es ist, aber es gefällt mir. Es unterstreicht die feierliche Atmosphäre im Stockholmer Konserthuset. Die Kamera fährt über die mit einem dicken, blauen Teppich ausgelegte Bühne, und ich erkenne die langen Stuhlreihen mit den Honoratioren, allesamt Mitglieder der schwedischen Akademie der Wissenschaften. Links von ihnen sitzen die Preisträger, und vorne rechts thront die schwedische Königsfamilie. Aber was mich am meisten beeindruckt, ist der üppige Blumenschmuck. Entlang des Podests, auf der Wand hinter der Bühne und an der Balustrade darüber hängen riesige, gerahmte Bilder aus frischen Blüten. Es müssen Zigtausende sein. Ich frage mich, wie sie riechen. Doch die Kamera schwenkt bereits von ihnen weg, über den Saal, wo nicht ich, sondern andere den Duft der Blumen einatmen und der Musik lauschen. Ich sehe Frauen in festlichen Kleidern mit funkelnden Diamanten im Haar und Männer in schwarzen Smokings. Trotz all des Prunks, oder gerade deswegen, bin ich froh, dass ich hiergeblieben bin.

Natürlich hat mich Rüdiger sofort gefragt, ob er mir eine Einladung zur Feier und auch für das große Bankett im Anschluss besorgen soll. Doch ich habe abgelehnt. Selbstverständlich bin ich stolz auf unsere Arbeit. Daran liegt es nicht. Nur mag ich dieses Spektakel nicht, die Show. Ich habe bei solchen Ehrungen das Gefühl, das Wesentliche aus den Augen zu verlieren. Einige wenige werden ausgewählt,

ihnen wird applaudiert, gratuliert, sie werden mit Medaillen und auch mit Geld überhäuft. Doch was ist mit den anderen? Ist ihre Arbeit weniger wert?

Der Fernsehkommentator erklärt für die Zuschauer noch einmal, welche herausragende Leistung unser Experiment darstellt. Unsere Ergebnisse hätten die Astrophysik neu geordnet. Das stimmt wahrscheinlich. Andererseits sind die Theorien, auf die wir uns damals beriefen, nicht vom Himmel gefallen. Sie waren das Resultat vieler kleiner Schritte, wie immer in den Naturwissenschaften. Yamakura in Japan hatte bereits ein ähnliches Modell zur Sternentstehung entwickelt. In Italien machten Roggero und Gialani fast identische Versuche. Allerdings hatten sie die Energie ihres Teilchenbeschleunigers etwas niedriger eingestellt, wodurch die natürliche Hintergrundstrahlung die Auswertung ihrer Ergebnisse erschwerte. Ist ihre Arbeit deswegen weniger wert? Die Tatsache, dass wir mit unserem Energiefenster genau eine Resonanz trafen, war reines Glück und lag letztendlich an den Eigenschaften der Ionenquelle, die ein begnadeter, aber namenloser Ingenieur entwickelt hatte, ohne die jedoch unsere Versuche undenkbar gewesen wären.

Das Orchester beendet die Darbietung, während sich der schwedische König von seinem Platz erhebt, um meinem Chef, Rüdiger Neuhaus, und unseren beiden Kollaborationspartnern, dem Kanadier George Kinsley und John Dalen aus den USA, den diesjährigen Nobelpreis für Physik zu überreichen.

Rüdiger tritt als Erster vor, um Urkunde und Medaille entgegenzunehmen. Im Frack kommt er mir beinahe fremd vor. Ich kenne ihn nur in verwaschenen Jeans und ausgetretenen Sandalen, in denen er durch das Labor streift, immer auf der

Suche nach einer neuen Idee. Wie es scheint, kommt er sich in diesem Aufzug selbst komisch vor, dabei steht er ihm ganz gut. Offensichtlich hat seine Frau die Sachen maßschneidern lassen. Jedenfalls schmiegen sich das weiße Hemd, die helle Weste und der Frack sanft um seinen genussfreudigen Bauch. Nur die weiße Fliege hängt ein wenig schief.

Die Kamera zoomt heran, sodass ich das Gefühl habe, meinem Chef direkt ins Gesicht zu sehen. Seine Augen leuchten trotz seines Alters wie die eines Kindes. Er wirkt wie ein Lausbub, nicht wie ein renommierter Wissenschaftler. Ich glaube, am liebsten würde er dem schwedischen König zum Dank kumpelhaft auf die Schulter klopfen. Aber er beherrscht sich, schüttelt mit so viel Würde, wie er aufbringen kann, die königliche Hand und tritt nach kurzer Verbeugung zurück zu seinem Platz.

George, der als Nächster an der Reihe ist, sieht neben Rüdiger aus, als hätte er einen Stock verschluckt. Er ist kaum größer, allerdings deutlich sportlicher. Sein schmaler Frack sitzt wie angegossen. Natürlich ist seine Fliege perfekt ausgerichtet. Mit vor Stolz geschwellter Brust schreitet er zielstrebig auf den König zu, schüttelt ihm die Hand, verbeugt sich zackig in alle Richtungen und nimmt seinen Platz wieder ein.

John Dalen hingegen überstrahlt alle, einschließlich der Mitglieder des schwedischen Königshauses, mit seiner unglaublichen Würde. Obwohl er leicht gebeugt geht, überragt er jeden um mindestens einen halben Kopf. Sein volles, weißes Haar leuchtet im Licht der Scheinwerfer, um seinen Mund spielt ein Lächeln, und die blitzenden Augen verraten seinen Humor.

Ich merke, wie mir die Tränen in die Augen treten. Jetzt, wo ich meine drei Mentoren auf dieser besonderen Bühne sehe, ist alle Logik dahin. Ein Gefühl drängt sich in meinen Bauch, zieht sich darin zusammen und hinterlässt eine eigenartige Leere. Ist es Ehrfurcht? Alles erscheint plötzlich größer, bedeutsamer. Vielleicht ist dieser Preis doch wichtig, auch für mich und für uns alle, die wir nicht auf einer Bühne stehen. Vielleicht gibt er jedem von uns ein Stück Hoffnung. Hoffnung, dass unsere Arbeit anerkannt wird, dass alles einen Sinn ergibt, dass auch andere, Laien, den Wert unserer Anstrengungen zu schätzen wissen. Selbst wenn wir keine neue Energiequelle gefunden haben, nicht das Allheilmittel gegen Krebs oder die Weltformel, sondern man aufgrund unseres Experiments einfach nur ein bisschen besser versteht, wie alles begann, unser Sonnensystem, die Sterne und das gesamte Weltall. Dann war es all die Mühen wert, die durchwachten Nächte und die im Labor verbrachten Feiertage, den Frust und die Aufregung, den Kampf um die Geldmittel und gegen die allzeit drohenden Stellenstreichungen.

Die Kamera wendet sich wieder dem Publikum zu. Die meisten Gäste haben sich von ihren Plätzen erhoben und applaudieren Rüdiger, George und John, die strahlend, mit steifer Miene und einem leisen Lächeln auf den Lippen, jeder auf seine eigene Art, die heutige Ehrung genießen.

Ich kann nicht anders. Ich merke, dass mir die Nase läuft, meine Augen feucht werden und sich schließlich eine Träne löst. Zum Glück sieht mich niemand. Sonst müsste ich zugeben, dass ich tatsächlich gerührt bin.

Ich stehe direkt neben Mel, der in diesem Moment

eine dicke Träne die Wange hinab kullert. Ich weiß nicht warum. Ich meine, natürlich weiß ich, dass Rüdiger, George und John gerade den Nobelpreis bekommen haben. Ich bin vielleicht erst acht Jahre alt, aber ich kriege trotzdem einiges mit. Nur warum Mel jetzt weint, das verstehe ich nicht. Es macht mich ganz unsicher. Ich kann sie ja nicht fragen. Normalerweise ist sie nicht so. Sie sagt immer, dass Preise nur Politik seien. Dass es viel zu viele gute Forscher und viel zu wenige Preise gibt. Ich finde, wenn jemand einen Preis, jeden Preis, selbst den Nobelpreis verdient hat, dann ist es Mel. Sie schuftet wie ein Esel. Wenn sie nicht wäre, würde hier alles drunter und drüber gehen. Das sagt sogar Rüdiger. Oft ist es nämlich Mel, die die Idee für ein neues Experiment oder eine Verbesserung des alten hat, obwohl Rüdiger der Chef ist. Mel ändert dann etwas am Aufbau, ohne groß darüber zu sprechen. Und wenn, dann tut sie so, als wäre es Rüdigers Idee gewesen.

Natürlich war es Mel, die zuerst den Einfall für das neue Experiment hatte. Sie hat einfach eine Skizze des Versuchsaufbaus mit ein paar mathematischen Berechnungen auf Rüdigers Schreibtisch vergessen. Am nächsten Tag hat Rüdiger den Zettel gefunden und war so begeistert, dass er allen davon erzählte. Irgendwann hat er vergessen, Mel zu erwähnen, sodass jetzt alle glauben, Rüdiger sei das Genie.

Was ich nicht verstehe, ist, dass es Mel egal ist. Manchmal glaube ich sogar, dass sie es extra macht. Denn sie schmunzelt nur, wenn Rüdiger ihr von ihrem eigenen Entwurf erzählt. So, als wäre genau das ihr Plan

gewesen. Ich weiß, dass sie kein Rampenlicht mag. Sie will nur in Ruhe forschen, egal wer nachher die Lorbeeren einheimst. Sie ist glücklich, wenn das Experiment funktioniert und das Ergebnis stimmt. Aber warum weint sie dann jetzt?

Mel hat wohl genug gesehen, denn sie schaltet den Fernseher aus. Mir ist das egal. Die Preise für Chemie, Medizin und was es sonst noch so gibt, interessieren mich nicht. Ich lasse mich auf das Klappbett fallen, spiele an meinen Zöpfen und beobachte Mel. Hier, im Hinterzimmer unseres unterirdischen Labors, fühlen wir uns beide am wohlsten. Eigentlich ist diese Ecke mit dem abgetretenen Teppich und dem gelben Ohrensessel unser wahres Zuhause. Es gibt einen wackligen Tisch, ein paar alte Hocker, ein Regal mit Büchern und einer Sammlung bunter Kaffeebecher. In der Ecke balanciert ein alter Schreibtisch auf drei Beinen, das vierte ist etwas kürzer als die anderen und muss mit einem dicken Stück Kupferrohr gestützt werden. Das ist aber nicht schlimm. Es funktioniert ja und ist viel gemütlicher, als wenn alles neu und perfekt wäre. Ich liebe es, mit Mel in dem zerschissenen Sessel zu sitzen und die neu erschienenen Fachartikel zu lesen oder bei einer Tasse Kaffee über einer neuen Idee zu brüten. Wenn besonders viel zu tun ist, schlafen wir sogar auf dem rostigen Klappbett unter dem Poster irgendeines Südseehotels, das ein ehemaliger Student einmal an die Betonwand geklebt hat, wie ein Fenster nach draußen.

Echte Fenster gibt es nämlich nicht. Die Wände und Stahltüren schirmen nicht nur die radioaktive Strahlung

nach außen ab, sondern schützen uns umgekehrt auch vor der Welt da oben. Niemand, der nicht zur Forschungsgruppe gehört, kommt hier hinab. Ich glaube, die meisten Menschen wissen nicht einmal, dass unser Labor überhaupt existiert. Es liegt fern des üblichen Uni-Rummels. Handys funktionieren hinter den dicken Mauern nicht. Selbst unsere Sorgen und Probleme bleiben einfach zurück.

Wenn Mel und ich in den Fahrstuhl steigen und hinab in unsere Höhle fahren, ist es jedes Mal, als würden wir uns verwandeln. Oben ist Mel schüchtern und leise. Doch schon im Fahrstuhl blüht sie auf. Sie bewegt sich anders, aufrechter, und sie weiß genau, was sie will und was sie dafür tun muss. Denn im Labor ist alles einfach. Es gibt keinen Tag und keine Nacht. Keine Hitze, keine Kälte und keine Alpträume. Die Neonröhren scheinen rund um die Uhr und erhellen jeden Winkel. Keine Nische bleibt im Dunkeln. Die vor sich hin surrenden Pumpen halten die Räume schön warm, egal ob draußen die Sonne brennt oder ein Eissturm wütet. Es gibt keine Überraschungen und nichts Böses, das hinter einer Ecke lauert. Alles ist warm und hell und freundlich und genauso, wie es sein soll.

Im Labor dreht sich die Welt nur um das Experiment. Ist der Ionenstrahl fokussiert? Sind die Detektoren gekühlt und eingestellt? Das ist alles, was zählt. Wenn das Experiment läuft, wird hier sogar gekocht, gegessen und im Wechsel geschlafen. Alle arbeiten zusammen, und jeder hat seine Aufgabe. Denn Mel ist da. Sie macht die Pläne, teilt die Schichten ein und bestimmt, wer wofür

verantwortlich ist.

Mel und ich fühlen uns hier sicher. Denn hier unten ist unser Leben kontrollierbar.

Mel schält sich aus dem Sessel. Ich glaube, sie will ins Bad. Doch weil sie so traurig ist, mache ich mir Sorgen. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Also folge ich ihr.

Der Weg zum Klo führt von unserer Ecke aus quer durch den Kontrollraum. Weil es immer etwas unordentlich ist, wirkt der Kontrollraum auf Fremde vielleicht nicht gemütlich. Aber das ist alles nur oberflächlich. Wer genauer hinschaut, erkennt die Ordnung darunter. An der einen Seite des Raumes steht eine Art übergroßer grün-beigefarbener Schrank. Es ist natürlich kein gewöhnlicher Schrank, sondern die Kontrolleinheit, mit der man den Teilchenbeschleuniger steuert. Sie sieht aus, als stamme sie direkt aus einem alten Scifi-Film, mit unzähligen Skalen und Zeigern. Irgendwelche Lämpchen blinken immer. Es kommt darauf an zu wissen, welche blinken sollen und welche nicht. Sonst muss man an den Rädchen und Schaltern nachsteuern und die schwarzen Zeiger mit Geduld und ein bisschen Geschick zurückbewegen, bis alles wieder seine Ordnung hat. Viele lernen das nie. Aber Mel ist echt gut darin.

Von der Kontrolleinheit aus winden sich lange Kabel wie schwarze Schlangen über den gesamten Boden, sie klettern die Tische hoch, wo sie unter Stapeln mit zerfledderten Büchern und vergilbten Blättern verschwinden, um zwischen halbvollen Kaffeetassen und staubigen Aktenordnern wiederaufzutauchen. Von dort

schlängeln sie sich ein Tischbein hinab, wieder über den Boden und um einen klapprigen Bürostuhl herum, der völlig vergessen mitten im Raum steht. Schließlich enden sie hinter einem Pult mit vier Flachbildschirmen. Die Bildschirme sind die große Neuanschaffung des letzten Jahres und überragen das Durcheinander wie stolze Berggipfel. Sie thronen über Blöcken mit hektisch hingekritzelten Notizen, über achtlos liegengelassenen Laborhandschuhen und einer leeren grünen Blechdose, in der jemand vor ein paar Wochen Kekse mitgebracht hat. Wahrscheinlich müsste man mal aufräumen. Aber wenn gearbeitet wird, kommt das Chaos sowieso innerhalb weniger Stunden zurück. Und wenn hier nicht gearbeitet wird, stört es eh keinen.

Im Moment ist der Kontrollraum leer. Wahrscheinlich sind alle oben in ihren Büros. Mel öffnet die Glastür, die zum Gang führt, und ich muss mich beeilen, um sie nicht zu verlieren. Der Flur ist lang und schmal, er führt zwischen den Laborräumen entlang, in denen die eigentlichen Experimente aufgebaut sind, die dann vom Kontrollraum aus gesteuert werden. Am Ende geht es rechts in die Küche, aber Mel dreht sich nach links in den Vorraum, wo gegenüber dem Aufzug die Waschräume liegen. Sie betritt die Damentoilette, und ich schiebe mich hinter ihr durch die Tür.

Wie der Rest des Labors ist auch die Toilette nicht mehr ganz neu, aber es gibt alles, was man braucht: zwei Klos hinter dunkelblau gestrichenen Türen, einen angelaufenen Spiegel über einem großen Waschbecken, das schon seit Jahren einen Sprung hat, und sogar eine

Dusche.

Mel lehnt sich gegen den Waschtisch und kühlt ihre Wangen. Bestimmt soll man nicht sehen, dass sie geweint hat. Als ich mich neben sie stelle und vorsichtig ihren Rücken streichle, schaut sie auf und betrachtet ihr Gesicht im Spiegel. Doch sie sieht wieder nur sich selbst. Mich beachtet sie nicht. Das tut sie nie. Mel hat keine Ahnung, dass es mich gibt, dass ich Anni heiße und sie begleite, ganz egal wohin sie auch geht. Denn ich bin unsichtbar.

Ich sitze da und starre wie betäubt auf den Monitor vor mir, auf dem sich ein unregelmäßiger Berg aus grünen Pixeln langsam, aber stetig über dem schwarzen Hintergrund erhebt. Ein etwas jüngerer und schlankerer Rüdiger Neuhaus wippt neben mir auf seinen Fußballen auf und ab.

„Jetzt ist er dran“, jubelt er.

Ich bin mir nicht sicher, wen er meint. Den Punktehaufen auf dem Bildschirm? Lauri Korhonen, den alten Nörgler von der Universität in Uppsala? Oder den Fortschritt im Allgemeinen? Ich bin so müde, dass ich nicht mehr klar denken kann.

„Es muss an der veränderten Energie liegen“, murmelt George neben mir. „Durch das Tunen hat sie sich verschoben. Hast du den aktuellen Wert gemessen, Mel?“

Ich nicke und schiebe ihm das Logbuch hinüber, in dem ich alle Änderungen seit gestern Morgen sorgfältig notiert habe.

„Nur 12 keV mehr? Die Resonanz muss ungewöhnlich schmal sein“, überlegt er, und ich höre die unterdrückte Aufregung in seiner Stimme. Statt weiterzusprechen tippt er

irgendetwas in seinen Taschenrechner.

Der Einzige, der wie immer Ruhe bewahrt, ist John. „Gut gemacht, Mel.“ Er schaut mich mit diesem väterlichen Blick an, einer Mischung aus Stolz und Zuneigung, und klopft mir sanft auf die Schulter. „Du hast den richtigen Instinkt, Mädchen. Ein guter Instinkt zählt mehr als alles Wissen der Welt.“

„Dieser Peak könnte unsere Nadel im Heuhaufen sein“, zischt George.

„Könnte sein? Sperr die Augen auf!“ Vor lauter Aufregung ignoriert mein Chef das Rauchverbot und reißt auch noch theatralisch beide Hände hoch, sodass die Asche seiner Zigarette erst durch den Raum wirbelt und schließlich in grauen Sprenkeln auf dem Tisch vor mir landet. „Nadel im Heuhaufen? Bist du blind? Das ist keine Nadel. Das ist ein Diamant. Ein Diamant im Sandkasten meinetwegen.“

„Verdammt, Rüdiger!“ Georges Stimme klingt verärgert.

Vermutlich hat die Asche auch das Laborbuch beschmutzt. Jedenfalls wischt er vorsichtig die Seiten mit einem der Papiertücher ab, die er bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit aus seiner Hosentasche zieht.

Aber Rüdiger lässt sich durch Georges Launen nie beirren, heute schon gar nicht. „Mel, du kannst einpacken. Damit haben wir deine Doktorarbeit sauber eingetütet. Wenn du das noch ordentlich auswertest, garantiere ich dir ein summa cum laude. Mindestens.“ Er strahlt über das ganze Gesicht. „Das ist mehr als eine Doktorarbeit. Diese Kurve wird die Welt verändern.“

„Champagner für alle?“, fragt John lächelnd.

„Wenn ich jetzt etwas trinke, klappe ich zusammen“, murmle ich. Auf einmal merke ich, wie müde ich bin. Seit wann bin ich im Labor? Seit gestern? Oder war es vorgestern? Ich

weiß es nicht mehr. Ich bin so erschöpft, dass ich mich kaum noch auf dem Stuhl halten kann.

„Es ist nur noch eine Dose Budweiser im Kühlschrank“, bemerkt eine Stimme hinter mir. Ich glaube, es ist George Kinsleys Techniker. „Das Mädchen gehört ins Bett. Ich schlage vor, dass die Herren Professoren die Tagschicht übernehmen. Dann fahre ich die junge Dame zum Guest House“, erklärt die Stimme entschieden. „Ist mir ein Rätsel, warum ihr dort ein Zimmer für sie gebucht habt, wenn ihr sie sowieso Tag und Nacht schuftet lasst.“

Ich fühle mich plötzlich willenlos.

Mein Retter, ein junger, rothaariger Mann mit kurzem Zopf, streift die Handschuhe ab, die er für die Arbeit an den Vakuumpumpen getragen hat, und wirft sie in den Mülleimer. Er nickt George zu. „Bin gleich zurück“, sagt er und hilft mir, meine Sachen einzusammeln. „Sieht so aus, als würde deine Arbeit ein voller Erfolg werden. Habe die alten Herren lange nicht mehr so aufgeregt erlebt.“

Ich nicke und trotte dankbar hinter ihm her. Kaum bin ich in seinem Auto, fallen mir die Augen zu.

Pling! Ich muss eingeschlafen sein. Als ich aufwache, sitze ich im alten Ohrensessel unserer Lesecke. Ich habe geträumt. Rüdiger, George und John waren da. Und noch jemand. Ich weiß nicht mehr wer. Es ging um meine Doktorarbeit.

Was hat mich geweckt? Ein Geräusch? Pling! Da ist es wieder. Es kommt von meinem Laptop. Verschlafen hebe ich mich aus dem Sessel, tappe zum Schreibtisch hinüber und lasse mich auf den Drehstuhl fallen. Als ich den Bildschirm öffne, fällt mein Blick auf die Zeitanzeige. 19.35 Uhr! Es ist viel

später, als ich dachte.

Pling! Das blaue Skype-Symbol leuchtet auf dem Display. Jemand versucht, mich zu kontaktieren. Es kann nur meine Schwester sein. Besser, ich nehme den Anruf an.

Kaum habe ich auf den grünen Button geklickt, als ihr Gesicht vor mir aufleuchtet. Sie sieht durchgefroren aus, mit roter Nase und ebenso roten Wangen. Ihre dicken Haare kräuseln sich zu braunen Korkenzieherlocken, in denen feine Wassertröpfchen leuchten. Ihre blauen Augen mit den langen, dunklen Wimpern strahlen. Jeder ist von diesen Augen begeistert. Auch ich habe blaue Augen und braune Haare. In der trockenen Laborluft hängen sie unspektakulär hinab, sodass ich sie meist zu einem Pferdeschwanz zusammenbinde, und ich bezweifle, dass meine Augen so leuchten.

„He, wie geht's dir?“, frage ich und rechne kurz nach.

„Müsstest du um diese Zeit nicht in der Praxis sein?“

Kati lacht. „Ich komme gerade von einem Hausbesuch. Rate mal, wer heute Morgen mein erster Patient war.“

Das ist typisch Kati. Woher soll ich wissen, bei wem sie gerade Hausbesuche macht?

„Justin Bieber?“, frage ich ohne große Hoffnung. Immerhin ist er Kanadier.

Zum Glück muss ich nicht lange raten, denn Kati hat ihr Spielchen schon satt. „Hamiltons Kuh! Ich habe gerade ihr Kalb auf die Welt gebracht!“ Sie schüttelt ihre Haare, sodass die Wassertropfen auf die Kamera ihres Rechners spritzen und ihr Bild vor mir verschwimmt.

„Ein Kälbchen?“

Kati wischt mit dem Ärmel über die Linse. Jetzt sehe ich sie in Streifen. „Jap, Jeff Thompson ist nicht da. Er besucht seine

Eltern an der Westküste. Deswegen hat der alte Hamilton angerufen und gefragt, ob ich einspringen würde.“

„Jeff Thompson, der Tierarzt?“

„Genau. Das Kleine kam in Steißlage. Da brauchte die Mutter Hilfe.“

„Die Kuh?“

Kati grinst verschwommen. „Was bist du heute so schwer von Begriff? Natürlich die Kuh! Jedenfalls musste ich nach Hause und duschen, bevor ich mich um meine zweibeinigen Patienten kümmere. Und da dachte ich, ich könnte mich eben bei dir melden und zum Fast-Nobel-Preis gratulieren.“

„Das hast du schon.“

„Das war doch schon im Oktober. Wurde der Preis nicht heute verliehen?“

„Vor ein paar Stunden.“

„Dass du dir das entgehen lässt.“ Kati lacht wieder. „Es gab sogar einen Artikel im Northern Journal.“

„Wo?“

Kati fuchtelt mit der Hand. „Ach, das Northern Journal ist so was wie unsere Lokalpresse.“

„Ein Nest wie Fort Smith hat eine eigene Zeitung?“

„Okay, sie deckt den ganzen Norden ab. Aber das Büro ist tatsächlich ganz in der Nähe meiner Praxis.“

„In Fort Smith ist alles in der Nähe von irgendwas“, stelle ich sachlich fest.

„Das stimmt. Und wir interessieren uns in unserem Nest sogar für den Rest der Welt. Nur umgekehrt funktioniert das nicht.“

„Ich freue mich zu hören, dass man selbst in Fort Smith über die Verleihung der Nobelpreise berichtet.“

„Na ja, vielleicht nicht jedes Jahr“, lenkt Kati ein. „Aber wo doch auch ein Kanadier geehrt wurde ...“

„George Kinsley.“

„Ja, genau der. Egal. Hauptsache, dir geht es gut.“

„Tut es“, brumme ich und muss nun auch lachen. „Du hast übrigens Streifen im Gesicht.“

Kati ignoriert meinen Hinweis und plappert weiter. „Ich wollte dir eigentlich erzählen, dass das Aurora College dringend einen neuen Lehrer für Naturwissenschaften sucht.“

„Ich dachte, du wolltest gratulieren.“

„Ja, auch. Also, wenn du magst, könnte ich der Leiterin der Education and Training Division mal von dir erzählen. Angela ist eine Freundin von mir ...“ Kati lässt die Worte in der Luft hängen, während sie sich mit den Händen durchs Gesicht wischt. „Bin ich jetzt wieder streifenfrei?“

„Ich fürchte, du wirst die Kamera an deinem Computer reinigen müssen“, sage ich, ohne auf ihre eigentliche Frage einzugehen.

Nichts kann mich dazu bewegen, mein Leben und meine Forschung aufzugeben, um irgendwo in einem abgelegenen kanadischen Kaff verschlafenen Teenagern Mathe und die Hauptsätze der Thermodynamik beizubringen. Soll sie da oben glücklich sein. Ich gehöre in ein richtiges Labor.

„Wie geht es Papa?“, fragt Kati. Plötzlich ist das Strahlen in ihren Augen verschwunden.

Wahrscheinlich ist das die eigentliche Frage, die sie mir stellen wollte. Sie sitzt 6.500 Kilometer entfernt und kaut an ihren Fingernägeln wie früher, wenn sie Papa gestehen musste, dass sie nur eine Zwei in der Mathearbeit geschafft hatte, während ich wie immer eine Eins nach Hause brachte.

Ich weiß, dass sie verletzt ist. Aber ich weiß nicht, wie ich sie trösten kann. Wenn ich ihr sage, dass Papa sie liebt und sich schon wieder einkriegt, irgendwann jedenfalls, glaubt sie mir sowieso nicht. Daher schweige ich und zucke nur mit den Schultern.

Als Mel die Tür zum Labor abschließt, ist es fast acht Uhr abends, eigentlich noch früh. Aber nächste Woche soll unser neues Experiment starten. Dann geht es wieder richtig los. Deshalb können wir heute ruhig etwas kürzertreten.

Auf der Straße zieht Mel ihre Schultern ein und klappt den Kragen ihres Wintermantels hoch. Dabei ist es gar nicht kalt. Es ist sogar ziemlich schön hier draußen, denn der erste Schnee wirbelt durch die Luft und weht um die hohen Häuserblöcke der Bochumer Ruhr-Uni. Er taucht das ganze Grau in eine wunderbar märchenhafte Welt. Die weißen Flocken schlucken alle Geräusche. Aber um diese Zeit ist sowieso niemand mehr unterwegs. Es gibt nur uns beide. Ich hüpfte neben Mel her und versuche, so viele Schneeflocken wie möglich mit meiner Zunge einzufangen. Dabei schaue ich mir die bunten Lämpchen an, die in einigen Fenstern des Physikgebäudes blinken. Es gibt rote Weihnachtssterne, weiße Lichterketten und grüne Tannenbäume. Hinter einer Scheibe springt ein blau schimmerndes Rentier mit roter Nase im Takt der Lämpchen auf und ab. Vermutlich ist das Tim und Ollis Büro. Auf jeden Fall passt die Deko zu ihnen. Ich mag die beiden. Sie sind Mels Doktoranden. Wenn sie nicht gerade arbeiten, hecken sie immer

irgendeinen Blödsinn aus. Mel mag sie auch. Sie grinst, als ihr Blick auf das blinkende Rentier fällt.

Doch dann höre ich plötzlich eine Stimme, bei deren Klang es mir eiskalt den Rücken hinabläuft. Ich fühle, dass mein Körper erstarren will. Aber das hilft uns ja nicht. Die Stimme ist weit entfernt. Vielleicht hat Mel sie nicht gehört, denn sie hat gerade die Schlüssel zu unserem Wagen aus der Tasche gekramt. Vielleicht haben wir Glück. Also reiße ich mich zusammen und zwingen mich dazu, mich nicht umzudrehen, sondern schaue weiter hinauf in die Unendlichkeit der fallenden Flocken. Ich tue so, als wäre nichts gewesen, setze einen Fuß vor den anderen und hoffe mit aller Kraft, dass Mel mir folgt. Aber ich spüre, wie Mel neben mir zögert. Auch sie hört die Schritte hinter uns. Schnelle, schwere Schritte, unter denen der frische Schnee knirscht. Sie kommen näher. Und wieder ruft ER ihren Namen.

Ich versuche, Mel am Mantel vorwärts zu ziehen. Ich dränge sie weiterzugehen, sage ihr, dass mir kalt ist, dass wir doch zum Auto gehen wollten und uns beeilen müssen. Aber sie hört mich nicht. Natürlich nicht. Das tut sie ja nie. Ohne dass ich etwas dagegen tun kann, bleibt Mel mitten auf der Straße stehen und dreht sich um.

Schnell grabe ich meinen Kopf tief in die Falten ihres Mantels und klammere mich ganz fest an sie. Ich mache mich klein, ganz klein, so klein, wie ich nur kann, und verstecke mich hinter ihrem Rücken. Doch seine Stimme ist da und lässt sich nicht ausschalten.

„Kommst du zum Sektumtrunk?“

„Ich werde mich wohl nicht drücken können“, höre ich Mel antworten.

„Das solltest du auch nicht. Es ist dein Preis.“

Mels Mantel hebt sich leicht und senkt sich wieder, wahrscheinlich zuckt sie mit den Schultern. Ich weiß, dass sie keine Lust hat. Aber sie kann ihm nicht ausweichen. ER will, dass sie kommt, also wird sie gehen. So ist es immer.

„Wir sehen uns übermorgen.“ Seine Worte klingen bestimmt, aber leiser, wie von weiter weg.

Vorsichtig blinzele ich um den Mantel herum, bis ich ihn sehe. ER steht ein Stück von uns entfernt, eine aufrechte, bedrohliche Gestalt. Als ER seine rechte Hand hebt, zucke ich zusammen. Aber ER winkt nur.

Freitag, 12. Dezember

Der Empfang im Veranstaltungszentrum unter der Mensa ist schrecklich überlaufen. Wie ich erwartet habe, wollen alle dabei sein, wenn die Universität ihren frisch dekorierten Nobelpreisträger willkommen heißt. Ich erkenne mehrere Lokalpolitiker, zwei emeritierte Professoren, die sonst nur noch selten in ihren Büros auftauchen, und sogar eine Darstellerin vom Bochumer Schauspielhaus. Jeder, der auch nur entfernt mit der Hochschule zu tun hat, ist gekommen. Nur Rüdiger sehe ich nicht.

Unter den schwatzenden, lachenden und erregt diskutierenden Menschen fühle ich mich verloren und fehl am Platz. Ich zwänge mich an einem smarten Herrn in schwarzem Kaschmirpullover und einer stark geschminkten Dame in Kostüm und hohen Pumps vorbei, die ich noch nie zuvor gesehen habe. Wahrscheinlich Geisteswissenschaftler. Es ist eng und fürchterlich heiß. Ich bin froh, eine einfache Hemdbluse zu tragen, die ich heute Morgen in aller Eile aus dem Schrank gefischt habe. In meinen üblichen Sweatshirts wäre ich völlig underdressed. Meine quietschgrünen Sneaker passen allerdings nicht zum restlichen Outfit. Aber sie sind bequem, und in dem Gedränge achtet hoffentlich niemand auf meine Füße.

Endlich entdecke ich zwei bekannte Gesichter. Olli und Tim haben auf der anderen Seite des Saals, direkt neben dem kalten Buffet, Stellung bezogen. Als er mich sieht, hebt Olli sein Bierglas zum Gruß und schiebt sich mit der anderen Hand ein Kanapee in den Mund. Tims blonde Haare sind wie immer

etwas zerzaust. Ich frage mich, ob er sich morgens nicht bürstet oder seine Haare bewusst strubbelig föhnt. Ich vermute Letzteres. Jetzt winkt er mir begeistert zu und formt mit den Lippen das Wort Freibier. Ich muss unwillkürlich grinsen und will mich gerade zu den beiden durchkämpfen, als mich etwas Hartes in den Rücken trifft.

„Au!“, rufe ich, drehe mich um und stehe einem Mann mit strähnigen, halblangen Haaren und Lederjacke gegenüber.

„Ich darf mal“, schnarrt er und will sich und seine klobige Spiegelreflexkamera ohne irgendein Wort der Entschuldigung an mir vorbeischieben. Doch in diesem Moment landet eine Hand auf seiner Schulter.

„Ich muss doch bitten“, sagt eine Stimme mit so viel Autorität, dass der Reporter irritiert aufschaut.

„Und Sie sind ...?“, fragt er.

„Jochen Glanz. Professor für Theoretische Astrophysik.“

Offenbar wittert der Mann eine Chance, denn er atmet anerkennend aus und zückt seinen Block. „Dann kennen Sie bestimmt diesen Neuhorst. Erzählen Sie mal. Wie ist der denn so unter Kollegen?“

„Neuhaus! Professor Rüdiger Neuhaus. N, E, U, H, A, U, S.“ Die Härte im Tonfall ist nicht zu überhören und erzielt sofort den gewünschten Effekt.

Der Presseemann räuspert sich verlegen. „Meine ich ja“, nuschelt er.

„Sie sollten diese Frage nicht mir, sondern der Dame stellen, die Sie gerade angerempelt haben.“

Meine anfängliche Erleichterung weicht einem spontanen Fluchtreflex. Aber bevor ich mich verdrücken kann, hat sich die Hand nun auf meine Schultern gelegt. „Darf ich vorstellen: Dr.

Melanie Glanz.“

Der Reporter beäugt mich, als wäre ich eine überteuerte Ware, und ich spüre, wie sich die Härchen auf meinen Armen aufrichten.

„Sie sollten wissen, dass Frau Dr. Glanz diejenige ist, die den Nobelpreis eigentlich verdient hat.“

„Bitte nicht“, flüstere ich und spüre, wie meine Wangen aufglühen.

„Immerhin ist es ihre Doktorarbeit, um die sich heute alles dreht.“

Ich würde am liebsten im Erdboden versinken.

„So, dann erzählen Sie mal“, drängt der schmierige Typ und kritzelt bereits etwas auf seinen Block, bevor ich überhaupt den ersten Ton gesagt habe.

„Nun, ich ... also ... in den Naturwissenschaften arbeitet man natürlich zusammen ... im Team“, stottere ich.

„Das heißt, die Studenten machen die Arbeit und die Professoren heimsen die Preise ein?“, hakt er deutlich desinteressierter nach. Seine Miene kann alles heißen. Vermutlich hält er mich für eine gewöhnliche Hochstaplerin.

Auch ich komme mir vor, als würde ich meinem eigenen Chef ein Messer in den Rücken rammen. Am liebsten würde ich unter einem Vorwand verschwinden. Mir fällt jedoch keine Ausrede ein, um mich der Hand, die meine Schultern umfasst, zu entwinden.

Zum Glück bittet die Assistentin des Uni-Rektors jetzt alle Vertreter der Presse in den Nachbarraum zum Fotoshooting mit dem Preisträger. Kaum ist der Reporter in der Masse verschwunden, sind auch meine Schultern wieder frei.

„Was soll das, Mel?“, fragt er.

„Was soll das, Papa?“, gebe ich trotzig zurück.

„Mein Gott! Darf wenigstens ich stolz auf dich sein? Es war dein Experiment. Du hattest den Riecher, du hast am Ende die Daten ausgewertet und richtig interpretiert. Es ist dein Preis.“

„Und du hast die theoretische Formel geliefert“, erwidere ich müde.

Mittlerweile hasse ich dieses Thema. Seit zwei Monaten, genau seit dem Tag, an dem die Preisträger offiziell bekannt gegeben wurden, vergeht kaum ein Gespräch, in dem wir nicht darüber streiten. Nobelpreise werden immer an die Professoren verliehen und das zu Recht. Rüdiger, John und George hatten lange vor mir die Idee für das Experiment. Sie haben es konstruiert und aufgebaut. Und später hat vor allem John mir bei der Auswertung der Daten sehr viele gute Tipps gegeben, ganz abgesehen von ihrer Interpretation.

„Ich verstehe dich nicht, Mel. Das ist deine Chance. Die Herren Professoren haben ihre Pferdchen längst ins Trockene gebracht. Sie haben ihre Stellen auf Lebenszeit. Du nicht. Du sitzt immer noch auf dieser zeitlich befristeten Sklavenposition, wo dein Talent skrupellos ausgebeutet wird. Wer kümmert sich um deine Zukunft? Rüdiger? Glaubst du das im Ernst?“

Ich betrachte einen Fleck auf meinem Turnschuh und hoffe, dass mein Vater das Thema fallen lässt, wenn ich nur lange genug nicht reagiere. Leider nützt es nicht. Er hat sich in Rage geredet.

„Du bist doch eine intelligente Frau. Im Labor lässt du dir nichts vormachen. Doch wenn es um deine Zukunft geht, verkriechst du dich hinter deiner Arbeit und hoffst auf ein Wunder. Wie oft wurde deine Stelle verlängert?“

„Dreimal“, flüstere ich.

Ich weiß, dass er recht hat. Wenn mein Vertrag das nächste Mal ausläuft, kann er nicht wieder verlängert werden.

„Dabei ist die Situation zu schön, um wahr zu sein“, zischt er. „Jetzt bist du am Zug. Streng dich ein bisschen an, spring endlich über deinen verdammten Schatten, solange der Preis frisch ist. Dann wirst du dich vor Stellenangeboten nicht mehr retten können.“

Verlegen spiele ich am Kragen meiner Bluse. Hoffentlich hört uns niemand. Zum Glück sind alle Umstehenden in ihre eigenen Gespräche verwickelt. Jedenfalls dreht sich niemand um.

„Mel, wenn du geschickt agierst, jetzt den richtigen Menschen dein Gesicht zeigst, wirst du garantiert auf die nächste freie Professur berufen“, fährt er sanfter fort. „Die Unis werden sich um dich reißen. Dann kannst du verhandeln, dir dein eigenes Labor aufbauen. Dafür würden andere morden.“

„Aber ich weiß nicht, ob ich das ...“

„Natürlich hast du das Zeug dazu. Du bist meine Tochter“, er bleckt seine Zähne und nickt jemandem zu.

Im nächsten Moment spüre ich seine Hand auf meinem Rücken und den Druck, als er mich plötzlich entschlossen vor sich herschiebt.

„Da drüben steht der Rektor. Wir sollten ihn begrüßen.“

Weil ich weiß, dass ich mich aus dieser Situation nicht befreien kann, jedenfalls nicht ohne einen Skandal zu riskieren, füge ich mich. Immerhin schaffe ich es auf dem Weg, ein Glas Sekt zu ergattern, das ein verschwitzter Kellner auf einem Tablett an uns vorbei trägt. Dann schiebt mich mein Vater weiter. Brav einen Fuß vor den anderen setzend, ein

freundliches Lächeln auf den Lippen, werfe ich einen Blick durch die großen Panoramafenster, hinter denen sich in der Ferne die trostlose, grau verwaschene Landschaft des winterlichen Ruhrtals erstreckt.

„Da bist du ja“, höre ich Rüdigers Stimme hinter mir. Mit seiner alten Jeans sticht er deutlich aus der Masse der Anzug- und Kostümträger hervor. Immerhin ist sein Hemd gebügelt.

Mein Vater hat mich gerade der Bildungsministerin vorgestellt. Sie ist nach dem Rektor, einem Professor für theoretische Festkörperphysik und irgendjemandem aus der Medizinischen Fakultät schon die vierte Person, der ich wie ein kleines Mädchen artig die Hand schüttle.

„Bitte entschuldigen Sie“, wendet sich mein Chef an die Ministerin, deren Augen bei seinem Anblick aufleuchten.

„Lieber Herr Professor Neuhaus, darf ich Ihnen ganz herzlich zu dieser besonderen Ehrung gratulieren?“, ruft sie.

„Das dürfen Sie. Aber jetzt muss ich Sie bitten uns zu entschuldigen. Wir sind mitten in einem neuen Experiment. Durch die Preisverleihung und das ganze Drumherum sind wir schon eine Woche im Rückstand. Eine ganze Woche! Und das bei der Konkurrenz.“ Er hat seinen treuen Hundeblick aufgesetzt. „Sie werden verstehen, dass ich mich dringend mit meiner Assistentin und unserem Team besprechen muss.“

Ich muss mich sehr beherrschen, um nicht zu kichern. Der ungewohnte Alkohol entfaltet langsam seine Wirkung.

„Nimm dein Glas mit, Mel“, flüstert er mir leutselig zu. „Ich glaube, Tim und Olli haben ein paar Flaschen für die richtige Feier sichergestellt, und ich weiß nicht, ob wir unten genug Gläser haben.“ Er grinst breit und richtet sich an meinen Vater.

„Jochen, wir könnten deine Hilfe gut gebrauchen. Es gibt da noch ein paar theoretische Fragen. Du verstehst!“

Mit treuherzigem Augenaufschlag in Richtung der Ministerin dreht sich mein Chef um und marschiert zielstrebig auf den Ausgang zu. Schnell folge ich Rüdiger, bevor mein Vater mich daran hindern kann.

„Ich komme später nach“, höre ich ihn verärgert fauchen.

Ich bin froh, endlich wieder mit Mel im Labor zu sein. Die richtige Party steigt natürlich im Kontrollraum. Alois Schrödeler, der Ingenieur vom Teilchenbeschleuniger, und sein Techniker-Team sind schon da, als wir hereinkommen. Er steht am Rand und plaudert mit Tim, der stolz auf einen ganzen Karton mit Champagnerflaschen zeigt, die er zwischen einem Stapel Ordner und dem Gehäuse einer alten Stromquelle abgeladen hat. Ich glaube, Tim hat die Flaschen oben auf der anderen Party geklaut. Aber Rüdiger lacht darüber und klopft Tim auf die Schulter. Rüdigers Frau ist auch da. Sie hat Platten mit Frikadellen, Hähnchenspießen und selbstgebackenen Kuchen mitgebracht. Natürlich ist es hier nicht so schick wie auf dem offiziellen Empfang, aber dafür viel gemütlicher. Olli spielt Musik von seinem Rechner. Jazz oder so etwas. Alle lachen, plaudern und essen.

Ich klettere hoch auf die Kontrolleinheit und mache es mir über den Köpfen der anderen bequem. Wenn viel los ist, ist das mein Lieblingsplatz, denn von hier aus kann ich alles überblicken. Ich setze mich auf die Kante, lasse meine Beine baumeln und beobachte Olli, der unauffällig

in seiner Nase bohrt. Neben ihm auf der Tischkante sitzt ein Mann mit roten, lockigen Haaren, die er zu einem coolen Zopf zusammengebunden hat, und kaut an einem Hähnchenspieß. Er kommt mir irgendwie bekannt vor.

„Hi, Mel! Wie geht's?“, fragt er auf Englisch.

„Phil?“ Sie bleibt für einen Moment stocksteif stehen und ich merke, dass sie wirklich überrascht ist. „Was tust du hier?“, fragt sie auf Englisch zurück.

Jetzt fällt mir auch wieder ein, woher ich ihn kenne. Er ist einer der Techniker in Georges Arbeitsgruppe. Nur haben wir ihn bestimmt schon ein paar Jahre nicht mehr gesehen.

„Ich bin auf dem Rückweg von Stockholm und schaue bei euch vorbei. Rüdiger hat uns ein paar von euren alten BGO-Detektoren und zwei Turbopumpen versprochen. Bevor ihr sie uns schickt, wollte ich sie mir mal ansehen.“

„Ich wette, wenn Mel gewusst hätte, dass du in Stockholm warst, wäre sie mitgekommen“, lacht Rüdiger, der gerade im Raum die Runde macht. Er knufft Mel in die Seite.

Natürlich winkt sie ab und verdreht die Augen. Doch über ihre Wangen ist ein rosa Schimmer gelaufen. Das habe ich genau gesehen. Kann es sein, dass sie Phil mag? Warum weiß ich nichts davon? Ich merke, dass ich an meinen Zöpfen spiele, wie immer wenn ich nachdenken muss. Mel und ich sind nicht ständig einer Meinung. Trotzdem weiß ich meistens, was sie denkt. Es kann nicht sein, dass sie Geheimnisse vor mir hat. Das geht gar nicht. Oder doch?

Es klopft, und ich schaue überrascht auf. Gegenüber, auf der anderen Seite des Raumes, öffnet sich die breite Glastür und Alfred Müller schlendert mit einem breiten Grinsen herein. Er ist nicht allein. Erschrocken ziehe ich meine Beine hoch und umklammere meine Knie. Alle Gedanken über Mel und Phil und mögliche Geheimnisse sind auf einmal unwichtig. Denn hinter Alfred kommt ER. Mit einem Mal wird die warme Laborluft so frostig kalt, dass ich zittere. Aber außer mir scheint es niemand zu bemerken.

Rüdiger strahlt und winkt die beiden herein. „Dann kann die Party ja losgehen“, ruft er begeistert. „Jochen, wunderbar! Hast du dich loseisen können?“

ER lacht nicht, sondern verzieht das Gesicht. Wahrscheinlich hätte ER Mel lieber weiter über den Empfang geschleift, diesen ganzen wichtigen Personen vorgestellt und sie eine Hand nach der anderen schütteln lassen.

„Na, kommt rein“, ruft Rüdiger. „Wir wollen endlich anstoßen. Hier unten, wo wir hingehören. Hast du dein Glas mitgebracht, Jochen? Nicht? Egal, irgendetwas finden wir schon. Hilf uns mal mit den Flaschen. Du siehst aus wie ein Mann, der weiß, wie man Champagner entkorkt.“

Rüdiger führt ihn hinüber, und ich beobachte aus sicherer Entfernung, wie ER Tims Karton mit einer hochgezogenen Augenbraue mustert, bevor er die erste Flasche herauszieht.

„Hm, ein guter Tropfen“, brummt ER. „Den habe ich doch gerade schon getrunken. Welch ein Zufall!“

Rüdiger lacht, als hätte ER einen Witz gemacht. Dabei glaube ich nicht, dass es lustig gemeint war.

Obwohl Tim direkt neben ihm steht und auch helfen kann, dreht ER sich suchend um. „Mel, reich mir mal die Gläser“, sagt ER. Obwohl sie auf der ganz anderen Seite des Kontrollraums steht, winkt ER sie zu sich heran. Kaum ist sie da, redet ER auf sie ein, während ER geschickt den ersten Korken zieht: „Schade, dass du so schnell weg warst. Gerade habe ich noch Gustav Petermann getroffen. Bei ihm in München wird im Sommer eine feste Stelle ausgeschrieben.“

Mel antwortet nicht. Sie hat die Lippen zusammengepresst und reicht ihm stumm eine Kaffeetasse nach der anderen, die Tim für diejenigen aus der Küche geholt hat, die kein Glas mitgebracht haben.

Als endlich alle eine Tasse oder ein Glas in der Hand halten, ist es plötzlich ganz leise.

„Hoch soll er leben, unser Herr Nobelpreisträger“, ruft Alfred in die Stille und beginnt zu singen.

Dann wird es laut, denn natürlich stimmen alle ein. Sogar Mel singt. Ich kann sehen, dass Rüdiger ganz verlegen wird. Ich glaube, ihm schimmert sogar eine Träne im Augenwinkel, als er den Gruß erwidert.

„Ihr seid ein großartiges Team“, ruft er und hebt sein Glas. Mels Beitrag erwähnt er nicht.

Mel prostet ihm zu, dreht sich um, um ihr Glas in die andere Richtung zu heben und zuckt erschrocken zusammen. Denn dort, unmittelbar vor ihr, steht ER.

„Auf dich“, zischt ER und schaut sie bedeutungsvoll an. „Darauf, dass jeder bekommt, was er verdient hat.“

Ich weiß nicht, was ER damit meint. Zum Glück muss Mel auch nicht antworten. Denn in diesem Moment beginnen einige Leute, die neben Rüdiger stehen, laut zu lachen, und Phil ruft: „Moment! Hier fehlt noch jemand.“

Er deutet auf Rüdigers Glas. Es ist tatsächlich noch leer.

„Ja, so was. Habe ich doch glatt vergessen, mich anzustellen“, sagt Rüdiger.

Auch Mel schmunzelt. Sie geht hinüber, nimmt Rüdiger das Sektglas ab und reicht es an ihren Vater weiter, der den Rest aus der Flasche eingießt.

„Das reicht nicht mehr“, stellt ER sachlich fest.

„Im Kühlschrank steht noch eine ganze Kiste“, ruft Tim und springt sofort auf.

Doch Mel winkt ab. „Lass nur, ich gehe“, sagt sie. Mit dem halbvollen Glas in der Hand verschwindet sie hinter der Tür.

Natürlich begleite ich sie. Deshalb sehe ich, wie Mel mitten im Gang vor der Küche stehen bleibt und mit einer Miene in das Sektglas schaut, als hätte sie darin etwas Ekeliges entdeckt. Sie schwenkt das Glas vorsichtig hin und her und kneift die Augen zusammen, sodass auf ihrer Stirn zwei dicke Falten entstehen. Ich muss mich auf die Zehenspitzen stellen, um ebenfalls in das Glas zu spähen. Aber ich kann echt nichts erkennen. Manchmal ist Mel auch ein bisschen zimperlich. Dann sieht sie Sachen, die andere nie bemerkt hätten. So wie jetzt. Zum Glück zuckt sie schließlich mit den Schultern und geht weiter.

Drei Stunden später ist die Invasion der Heuschrecken überstanden. Auf den Platten, auf denen sich vorhin noch Berge von Frikadellen und Hähnchenspießen türmten, welken nur noch ein paar gelbe Salatblätter. Vom Kuchen zeugen die Krümel, und über den ganzen Kontrollraum verteilt stehen leere Tassen und Gläser. Niemand stört sich daran. Denn alle, die nicht unmittelbar zu unserem Team gehören, haben sich wieder in ihre Werkstätten und Büros zurückgezogen.

„So, jetzt aber ran an die Arbeit“, ruft Rüdiger und klatscht in die Hände.

Ich kann kaum glauben, dass wir tatsächlich alle Flaschen, selbst die aus dem Kühlschrank, geleert haben. Andererseits erklärt es, warum ich mich ziemlich schwummrig fühle, seltsam leicht und schwer zugleich. Wahrscheinlich war es eine dumme Idee, mich zu betrinken. Denn dass Rüdiger jetzt darauf brennt, endlich weiterzuarbeiten, hätte ich mir denken können. Eine ganze Woche in Schweden bedeutet für meinen Chef eine ganze Woche kalten Entzug. Über diesen Gedanken muss ich schmunzeln und hoffe, dass es nicht wie ein dämliches Grinsen aussieht.

„Unser neues Projekt wartet. Neues Spiel, neues Glück, neue Preise“, skandiert Rüdiger gut gelaunt. Wahrscheinlich hat auch er ein oder zwei Gläser zu viel getrunken. „Wie seid ihr in der Zwischenzeit vorangekommen?“

Ich atme tief durch und reiße mich zusammen. „Olli hat die drei neuen Germanium-Detektoren probeweise an das automatische Kühlsystem angeschlossen. Soweit scheint es wunderbar zu funktionieren. Wir haben es die letzten 48 Stunden getestet. Wenn es gut geht, wäre das eine echte Arbeitserleichterung, denn der flüssige Stickstoff im Behälter

reicht für eine ganze Woche, ohne dass jemand ihn nachfüllen muss.“

„Wunderbar!“, ruft Rüdiger begeistert.

„Herr Marsen sagte mir gerade, dass auch die Kammer mit dem Arm für die radioaktive Quelle so gut wie fertig ist. Ich werde sie morgen abholen, sodass wir alles zusammensetzen und nächste Woche schon abpumpen können. Ich habe allerdings eine kleine Änderung bei den Detektoren vorgenommen. Wir hatten ja vorletzte Woche darüber gesprochen, dass wir die Hintergrundstrahlung reduzieren können, wenn wir die Reaktion zeitgleich in den Gammadetektoren und in den Teilchenzählern messen.“

„Hatten wir?“ Rüdiger zögert kurz. Doch als sein Blick auf Phil fällt, setzt er ein entschlossenes Gesicht auf. „Richtig, Mel, richtig.“

„Ich habe also drei Teilchendetektoren bestellt. Sie müssten in der nächsten Woche ankommen.“

„Ich werde sie dann sofort mit der neuen Quelle testen“, wirft Tim ein.

„In die Computersimulation habe ich sie schon einprogrammiert“, erklärt Olli stolz.

Rüdiger macht ein zufriedenes Gesicht. „Siehst du, Phil, das ist mein Team. Im Grunde brauchen sie mich gar nicht. Sie sind nur viel zu höflich, um das zuzugeben.“

Er lacht, und auch Phil grinst und zwinkert mir zu. Hoffentlich werde ich nicht wieder rot. Ich weiß gar nicht, was heute mit mir los ist.

„Wunderbar“, sagt Rüdiger. Er ist offensichtlich froh, wieder da zu sein.

Und auch ich bin glücklich darüber. Sein Elan und seine

überschwängliche Laune haben mir gefehlt. Gut, dass der Preis endlich verliehen ist und die Feiern überstanden sind. Denn ich freue mich auf den Alltag.

Dienstag, 13. Januar

Das neue Experiment geht voran. Jeden Tag treffen Mel und ich uns mit den anderen, um die Versuchsanordnung weiter aufzubauen und Abschnitte zu testen. Wenn ich neben Mel draußen durch den grauen Schneematsch laufe, der Winterwind uns eisig um die Nasen bläst und alles so trist und farblos aussieht, freue ich mich richtig darauf, wieder ins warme, helle Labor zu kommen.

Der neue Versuch wird in Raum 2 aufgebaut, von wo aus das Experiment durch ein schmales Loch in der dicken Betonwand direkt mit dem Teilchenbeschleuniger verbunden ist. Die Wand muss sein, denn der Beschleuniger erzeugt so viel radioaktive Strahlung, dass jeder stirbt, der ihm zu nahe kommt. Aber das macht natürlich keiner. Wenn der Beschleuniger läuft, sind die Tore fest verriegelt und mit einer elektronischen Sicherung blockiert. Selbst wenn er abgeschaltet ist, müssen Alois Schrödeler und seine Techniker ein paar Tage warten, bevor sie hineingehen und etwas reparieren können. So gefährlich ist er.

Wir bauen gerade die schweren Vakuumpumpen auf. Rüdiger steht am Rand. Mit einer Zigarette im Mundwinkel bedient er die klobige Fernbedienung und steuert den dunkelblauen Lastkran über die Schienen, die direkt unter der hohen Decke montiert sind. Im Neonlicht leuchtet sein Gesicht fast so gelb wie die Wand hinter ihm. Ich mag die bunten Farben im Labor. Am

Kran baumelt die erste Pumpe. Sie ist flaschengrün und sieht aus wie ein vorsintflutliches Monster, eine gigantische Schildkröte aus lackiertem Eisen, von deren Panzer schon die Farbe blättert. Die langen Ketten, an denen sie hängt, rattern und ächzen unter ihrem Gewicht, während sich der Kran langsam über die Schienen schiebt.

Rüdiger ist in seinem Element. In seinen Augen leuchtet der Spaß, trotzdem sieht er irgendwie krank aus. Auf seiner Stirn glänzen Schweißtropfen, dabei ist es nicht wirklich heiß.

Ich folge dem Kran rückwärts durch den Raum. Mein Blick ist an die Decke geheftet, und ich versuche immer genau unter der Pumpe zu stehen. Olli und Tim laufen auch mit, um Rüdiger die Richtung anzugeben. Sie gehen natürlich seitlich neben der Pumpe, die jetzt sanft zwischen dem Verbindungsrohr zum Beschleuniger und einem hohen Schrank mit Messinstrumenten pendelt.

„Ein Stückchen höher!“

Rüdiger schiebt den Knopf am Steuerelement vor. Aber nicht nur ein bisschen. Er hört gar nicht mehr auf.

„Das reicht!“, brüllt Tim plötzlich. „Nicht zu viel!“

Rüdiger zuckt erschrocken zusammen und reibt sich mit der Hand über die Augen. Mel steht neben ihm. Sie wirft Tim einen beschwörenden Blick zu und beäugt dann Rüdiger. Ihr Mund ist schmal, sie scheint sich Sorgen zu machen.

„Jetzt weiter nach links, sonst stoßen wir an den Magneten“, sagt Olli und zeigt auf einen massiven lila Block, der etwas weiter vorne um das Rohr herum

montiert ist. „Vorsichtig, nicht zu weit! Ja, gut so.“

„Sie können jetzt langsam runtergehen“, meint Tim wieder ruhiger.

Ich bin der Pumpe bis hierher gefolgt und liege nun flach auf dem Rücken, um zu beobachten, wie der tonnenschwere Klotz langsam auf mich zufährt. Ich stelle mir vor, wie die Glieder der Ketten reißen, eines nach dem anderen, und die schwere Pumpe auf mich herabstürzt. Diese Vorstellung lässt meinen Bauch kribbeln, und ich schließe für einen Moment die Augen. Als ich wieder nach oben schaue, ist tatsächlich etwas passiert. Die Pumpe hängt nicht mehr ruhig da. Durch die plötzliche Richtungsänderung ist sie in Schwingung geraten. Erschrocken drehe ich mich um und krabble zur Seite. Um mich herum springen alle auf.

Mel hastet zu uns herüber. „Sie schwankt zu sehr. Olli, Tim, versucht, die Pumpe mit den Händen zu stabilisieren“, ruft sie. „Seid vorsichtig. Das Biest ist schwer!“ Sie wirft Rüdiger einen Blick zu. „Alles okay?“, fragt sie leise und beobachtet, wie Tim und Olli sich mit erhobenen Händen dem schaukelnden Monster nähern.

Rüdiger ist erstaunlich schlecht gelaunt. „Geht schon!“, raunzt er Mel an. Dabei ist der ganze Schlamassel ja seine Schuld.

„Soll ich übernehmen? Dann kannst du dich einen Moment hinsetzen“, fragt Mel trotzdem freundlich und fügt sofort hinzu: „Es wäre gut, wenn du einen Blick auf die Berechnungen werfen könntest, die mein Vater eben per E-Mail geschickt hat.“

Mel ist einfach zu nett. Selbst in dieser Situation will

sie ihrem Chef nicht das Gefühl geben, dass sie ihn wegschickt. Es nützt nur nichts. Rüdiger ist nämlich ein alter Sturkopf.

„Quatsch“, motzt er, und ich glaube, dass ich ihn noch nie so ruppig erlebt habe. „Das mache ich später! Jetzt bauen wir erst die Pumpe auf.“

Mel schweigt und schaut zu, wie Tim und Olli die Pumpe abfangen, sodass sie wieder zahm in ihren Seilen hängt. Eigentlich könnte es jetzt weitergehen. Alle schauen zu Rüdiger. Aber der starrt abwesend vor sich hin. Erst als Tim leise „Chef?“ sagt, reißt er sich zusammen.

Die anderen konzentrieren sich auf die Pumpe. Nur ich beobachte Rüdiger. Deswegen sehe ich, dass seine Hände zittern, erst nur ein bisschen. Aber dann wird das Zittern schlimmer und schlimmer. Sogar seine Arme zittern mit. Die Zigarette vibriert in seinem Mundwinkel, und das Steuergerät wackelt in seiner Hand. Dabei schwankt er, als hätte er Schwierigkeiten, das Gleichgewicht zu halten.

„Rüdiger!“, schreit Mel plötzlich. Ihr Rufen geht in dem Knall unter, mit dem die Pumpe gegen den Magneten kracht.

„Olli!“, brüllt Tim und springt gerade noch rechtzeitig zurück, bevor der massive Magnet zwischen ihm und Olli in den Boden schlägt.

Immer noch die Kransteuerung in der Hand taumelt Rüdiger rückwärts. Die Ketten an der Pumpe rasseln, als sie mit Schwung hinauf Richtung Decke fährt. Rüdiger reibt sich mit der freien Hand die Augen, als würde er

gar nicht merken, dass der Daumen seiner anderen Hand weiter gegen den Steuerknopf drückt. Erst als Mel vorsprintet und ihm die Fernbedienung entreißt, schaut er überrascht auf.

Rüdigers Blick ist erst wirr, dann schweift er völlig ab. Er schnauft schwer. Seine Hände fuchteln blind in der Luft herum, als würden sie etwas suchen. Dann fasst er sich an den Kopf und stöhnt leise. Seine Knie knicken ein, und er sackt einfach in sich zusammen. Mit einem langen, tiefen Zug entweicht alle Luft aus seinem Körper, bis er völlig schlaff daliegt.

Ich kann sehen, wie Tim entsetzt und Olli verwundert hinüberstarren, beide unfähig sich zu bewegen.

Mel, die direkt vor Rüdiger steht, ist weiß wie Druckerpapier. Sie weicht zurück, ihre Augen sind vor Schreck weit aufgerissen. Auch ihre Knie scheinen nachzugeben, doch sie kann sich halten, bis sie rückwärts an die Wand stößt. Ich will ihr helfen und renne auf sie zu. Aber was soll ich tun? Ich kann nur dastehen und beobachten, wie sie mit dem Rücken an der Wand hinabrutscht, bis sie den Boden erreicht. Sie kauert sich hin und zieht die Knie an ihre Brust, genauso wie ich es mache, wenn ich Angst habe.

Ihre Augen starren auf Rüdigers leblosen Körper und die qualmende Zigarette, die an seinen toten Lippen klebt.

Ich verliere den Boden. Als würde sich die Wirklichkeit um mich herum auflösen und einem dichten Nebel weichen. Das Labor schwimmt als Erstes. Ich spüre weder die Wand

hinter mir, noch den kalten Estrich, auf dem ich sitze. Für einen letzten Moment höre ich das metallische Rasseln der Ketten, an denen die schwere Stahlpumpe bedrohlich über mir schwingt, und die gedämpften Stimmen von Olli und Tim. Sie klingen erregt. Doch dann verstummen auch sie. Nichts ist mehr da. Nicht einmal mehr ich selbst. Mein Körper hat sich aufgelöst. Ich bin nur noch ein Geist, ein Gedanke, eine vor sich hin treibende Seele, frei von Raum und Zeit.

Es ist weder schön noch unangenehm. Es ist einfach, wie es ist. Ich schwebe durch eine watteweiche Welt, ohne Richtung, ohne Ziel. Ich spüre nichts. Nichts ist mehr wichtig. Ich gleite dahin durch den Nebel der Verdrängung. Weiter und weiter. Hinein ins makellose Weiß.

Irgendwann werden die Schwaden durchlässig. Verschwommene Bilder ziehen an mir vorüber. Sie formen sich aus farblosen Schlieren, kommen, verschwinden und kehren zurück. Ich versuche, die Augen zu schließen. Ich möchte nichts sehen, nichts hören, nichts fühlen. Ich möchte hier bleiben, in meiner behaglichen Wolkenwelt. Ich will nicht zurück. Doch ich spüre, dass ich falle. Der Nebel verweigert mir den Halt. Ich stürze durch einen weißen Tunnel, hinab in eine kalte, harte Wirklichkeit.

Meine Füße landen auf festem Grund, und vor meinen Augen formt sich eine Welt, eine neue Welt, löst sich aus dem Nebel wie eine alte Erinnerung.

Ein Mädchen mit langen braunen Zöpfen steht vor mir. Sie ist furchtbar blass. Ihre blauen Augen sind vor Schreck weit aufgerissen, und aus ihrem Mund dringt ein Schrei: „Mama!“

Vor dem Kind, auf dem schwarz-weiß gekachelten Boden liegen die Scherben eines zerbrochenen Glases in einer Pfütze

aus Wasser. Jemand hat Tabletten wie bunte Bonbons über dem Boden verstreut.

Mein Magen zieht sich zusammen. Ich ahne, was kommt, und will es nicht sehen, es nicht noch einmal erleben. Doch ich kann nicht anders. Ich folge dem Blick des Mädchens, folge dem Muster der schwarz-weißen Kacheln, bis sich mein Blick an einer zarten Hand verfängt. Ich muss sie nicht anfassen. Ich weiß genau, wie sie sich anfühlt. Kalt und leblos und tot.

Ein Mann in weißem Kittel beugt sich über den Körper der jungen Frau, die vor uns auf dem Boden liegt. Er fühlt den Puls, leuchtet ihr mit einer Taschenlampe direkt in die Augen. Doch die Pupillen reagieren nicht auf den optischen Reiz. Nach einer Weile dreht er sich um und schüttelt bekümmert den Kopf.

Das Mädchen fällt auf die Knie. Es schluchzt leise. „Ich habe es nicht extra gemacht.“

Sie tut mir so leid. Sie kann nichts dafür. Es war ein Unfall. Ihr Vater wird es ihr später erklären. Unfälle geschehen. Niemand trägt daran die Schuld.

Die Kleine zittert. Ihr Körper bebt. Der Schmerz schnürt ihr die Kehle zu, sodass nicht einmal mehr ein Schluchzen zu hören ist. Ich versuche, zu ihr zu gehen. Ich möchte sie in den Arm nehmen. Ihr ein Lied ins Ohr singen, so wie ihre Mutter es früher getan hat. Ich muss ihr sagen, dass alles gut wird, dass das Leben weitergeht. Aber bevor ich sie erreichen kann, zieht jemand das Kind mit sich fort.

Ich bleibe allein zurück, während um mich herum wieder der Nebel aufzieht. Der weiße Kittel des Arztes vermischt sich mit den Schwaden, die bunten Pillen verblassen. Nur der tote Körper ist noch da. Dann löst auch er sich auf. Und das Bild

meiner Mutter verschwindet im Strudel der Erinnerung.

„Akutes Leberversagen“, vermutet der Notarzt, den Olli gerufen hat. „Sie müssen sich keinen Vorwurf machen. In so einem Fall kommt jede Hilfe zu spät.“ Er setzt sich zu Mel, die jetzt im Kontrollraum auf einem Stuhl hockt und einen Kaffee schlürft. „Wie geht es Ihnen?“ Er hat eine freundliche Stimme.

Zwei Männer, die ich nicht kenne, kommen aus dem Labor. Der eine hält ein Notizbuch unter dem Arm und trägt eine braune Cordhose. Er ist ziemlich groß und knickt die Knie beim Laufen komisch ein. Der andere trägt Jeans und ein gestreiftes Hemd.

Der Jeans-Mann dreht sich nach hinten und sagt zu irgendjemandem, den ich nicht sehen kann: „Wir sind fertig, Sie können die Leiche jetzt mitnehmen.“

Er zieht ein Handy aus der Tasche und tippt irgendetwas ein, während sein Cordhosen-Kollege vor Mel in die Knie geht, bis sein Gesicht auf gleicher Höhe mit ihrem ist.

„Vielen Dank für Ihre Geduld.“

Ich glaube, das Gerede kann er sich sparen. Mel starrt nur stumm in ihren Kaffee und bekommt gar nichts mit, und dem Notarzt ist es sowieso egal.

Trotzdem redet er weiter. „Leider muss bei jedem Todesfall der KDD gerufen werden. Die StPO verlangt eine ordnungsgemäße Leichenschau.“

Dass Mel ihn nicht beachtet, scheint ihn nicht zu stören. Er richtet sich wieder auf, nickt Olli und Tim zu und folgt zusammen mit seinem Kollegen den beiden

Retterungsanitatern, die Rüdigers Körper auf einer Bahre zum Fahrstuhl schieben.

Der Notarzt wendet sich wieder an Mel. „Sie haben einen leichten Schock. Am besten gehen Sie nach Hause und schlafen sich richtig aus“, sagt er sanft.

Doch Mel schüttelt den Kopf. „Ich habe viel zu tun.“

Der Arzt lächelt. „Das sollten Sie auf morgen verschieben. Kann ich jemanden für Sie anrufen, damit Sie abgeholt werden? Sie sollten nicht allein fahren.“

Mich stört das besorgte Getue des Arztes ein bisschen. Ich mache ihm ja keinen Vorwurf. Er kann nicht wissen, dass ich da bin und auf Mel aufpasse. Genau genommen, weiß ja nicht einmal Mel das. Aber ich wünsche mir, dass er jetzt geht. Tim und Olli sollen auch verschwinden. Mel braucht Ruhe. Zumindest das ist doch offensichtlich.

„Ich rufe ihren Vater an“, höre ich Tim hinter meinem Rücken sagen und fahre herum.

Nein, das will ich nicht. Alle, nur nicht ihn.

Exkurs

Die Ruhr-Universität liegt im Dunkeln. Undeutlich erheben sich die Konturen der hohen Gebäude vor dem sternklaren Himmel. Um die Fassaden pfeift der Wind und fegt kalte Polarluft über die wenigen Autos, die zu dieser späten Stunde noch auf den Parkplätzen stehen.

Niemand sieht die einsame Gestalt, die das Physikgebäude verlässt, während die Tür hinter ihr mit einem dumpfen Laut ins Schloss fällt. Die Feuchtigkeit ihres Atems kondensiert in der eisigen Luft und hinterlässt mit jedem Stoß eine feine Wolke aus weißem Dampf. Zum Schutz gegen die Kälte senkt sie den Kopf und beschleunigt den Gang. An ihrer Hand baumelt eine Tüte, die weiß im Mondlicht leuchtet. Eine Windböe verfängt sich in ihr, zerrt an den Griffen und lässt sie flattern, bis die Papiergriffe der Kraft des Windes nicht mehr gewachsen sind. Sie reißen.

Mit einem leisen Klirren schlägt der Inhalt der Tüte auf dem kalten Asphalt auf. Die Tüte selbst verschwindet im Wind, doch die Gestalt schenkt ihr keine Beachtung. Ihre ganze Aufmerksamkeit richtet sich auf den Gegenstand zu ihren Füßen. Eine Spritze. Eilig, beinahe hektisch, beugt sich die Gestalt hinab, greift nach der Spritze, wischt sie an ihrem Mantel ab und beäugt sie im fahlen Licht der Notbeleuchtung, wie um sicherzugehen, dass sie keinen Schaden genommen hat.

Offenbar ist alles in Ordnung. Die wasserklare Flüssigkeit im Hohlraum ist im diffusen Schein der orangefarbenen Laternen gerade noch zu erkennen. Schnell verstaut die

Gestalt die Spritze in der Tasche ihres Wintermantels und blickt sich um. Die Straße ist menschenleer. Niemand hat den Vorfall bemerkt.

Donnerstag, 05. Februar

Rüdiger ist jetzt seit drei Wochen tot. Ich fühle mich leer und ausgelaugt, als wäre mit ihm ein Stück von mir selbst gegangen. Sein Elan und seine Euphorie, die bislang das Labor gefüllt und uns alle beflügelt haben, haben ein schreckliches Loch hinterlassen. Weil ich nicht weiß, was ich sonst tun soll, mache ich weiter wie bisher und vertrete meinen Chef, so gut ich kann. Aber es ist nicht einfach. Ich wusste gar nicht, wie viele Verpflichtungen eine Professur mit sich bringt. Dass Rüdiger noch die Zeit zum Forschen gefunden hat, erscheint mir langsam wie ein Wunder. Allein die Vorbereitung seiner Vorlesung braucht Stunden. Und im Anschluss haben die Studenten immer Fragen. Gestern wollte einer von ihnen wissen, ob er seine mündliche Prüfung jetzt bei mir ablegen könne. Ich habe keine Ahnung. Ich werde mich darum kümmern müssen. Irgendwann. Nur nicht jetzt.

Auch die Gremienarbeit und Hochschulpolitik schiebe ich vor mir her und hoffe, dass es niemandem auffällt, wenn ich die Termine schwänze. In meinen wenigen freien Minuten flüchte ich mich lieber hinab ins Labor und arbeite mit Olli und Tim an unserem neuen Experiment.

Nach den ersten Tagen, die wir in einer Art Schockzustand verbracht haben, haben wir die Arbeit wieder aufgenommen. Der Magnet hat zwar eine dicke Schramme, und es fehlt eine Ecke, dort wo er in den Boden geschlagen ist. Doch wahrscheinlich funktioniert er noch. Um sicherzugehen, werden wir ein paar Testmessungen durchführen. Um die Pumpe mache ich mir mehr Sorgen. Ich finde, sie surrt

irgendwie komisch, wie ein heiseres Walross, um es mit Ollis Worten zu sagen. Aber Tim meint, dass sie vorher schon eigenartig geklungen hat. Also benutzen wir sie weiter, Ersatz haben wir ohnehin nicht.

So geht der Aufbau langsam voran. Die kleineren Pumpen sind bereits an ihrem Platz. Bald muss die automatische Kühleinheit angeschlossen und die neuen Teilchendetektoren können getestet werden. Leider kann Tim die starke Alphaquelle nicht finden, die ich extra für diesen Zweck bestellt habe. Vermutlich hat Rüdiger sie irgendwo abgelegt und vergessen. Irgendwann werden wir sie suchen müssen. Doch nicht heute. Nicht diese Woche. Denn Phil ist da.

Er ist tatsächlich persönlich gekommen, um das Equipment abzuholen, das Rüdiger ihm vor seinem Tod versprochen hat. Und allein die Tatsache, dass ich ihn gleich wieder sehe, lässt für einen kurzen Moment das winterliche Grau verblassen, als hätte sich irgendwo ein feiner Sonnenstrahl durch den Irrgarten der tristen Gebäude gebahnt. Dabei weiß ich gar nicht, ob wir die Detektoren und Spezialpumpen nach Kanada verleihen dürfen. Unser Labor und die gesamte Einrichtung sind streng genommen Eigentum der Universität. Rüdiger hat das nicht besonders ernst genommen. Doch jetzt muss ich die Ausfuhrpapiere unterschreiben, und ich bin mir nicht sicher, ob ich das darf. Auf der anderen Seite habe ich im Moment keine Kraft, mich auch noch um bürokratische Schikanen zu kümmern.

Wenn Phil nicht wäre, wäre ich heute wohl zu Hause geblieben. Ich glaube, ich werde krank. Aber vielleicht ist es auch nur die Erschöpfung. Geschlafen habe ich in der letzten Nacht nicht viel, und in den wenigen Stunden habe ich

verworrene Dinge geträumt, an die ich mich nicht erinnern kann. Was geblieben ist, ist eine seltsame Beklommenheit, eine Mischung aus Leere und vager Angst, die mich verfolgt, seitdem ich heute früh völlig verschwitzt aufgewacht bin, und mich selbst jetzt, wo ich längst meinen Wagen im Parkhaus abgestellt habe, nicht loslässt. Aber die Aussicht auf einen starken Kaffee und einen ganzen Tag im Labor zusammen mit Phil treibt mich vorwärts.

Bevor ich hinüber ins Labor gehe, muss ich allerdings noch einen Abstecher zum Büro meines Vaters machen. Er hat mich gestern Abend noch angerufen. Anscheinend hat er irgendein Geschenk für George besorgt, das Phil mitnehmen soll. Was daran so wichtig ist, habe ich nicht verstanden. Denn das TRIUMF Laboratory Advisory Committee tagt Mitte des Monats in Vancouver, sodass mein Vater George sowieso treffen wird.

Aber darum mache ich mir jetzt keine Gedanken, während ich den Treppen hinauf folge. Im Theorie-Flügel des Physikgebäudes ist um diese Zeit noch wenig los, sodass ich auf dem Gang niemanden treffe. Die meisten Türen sind geschlossen, auch die meines Vaters. Zum Glück habe ich einen Schlüssel.

Als ich den Raum betrete, fällt mir wieder einmal auf, wie steril das Büro meines Vaters ist, ein Muster an Ordentlichkeit. Ein einzelnes, in Silber gefasstes Foto auf einem Beistelltisch ist, soweit ich sehen kann, der einzige Hinweis darauf, dass Professor Jochen Glanz ein Privatleben hat. Der Rahmen ist exakt ausgerichtet, parallel zur Tischkante. Das Bild zeigt ihn und mich vorletztes Jahr Weihnachten, kurz nachdem Kati nach Kanada gezogen ist.

Abgesehen von dem Foto ist das Büro unpersönlich wie ein

Möbelkatalog. Jedes Buch hat seinen festen Platz im Regal. Der Schreibtisch ist so leer, dass ich mich, wenn ich es nicht besser wüsste, fragen würde, ob mein Vater überhaupt arbeitet. Nicht einmal ein Stift oder ein Block liegen auf der Arbeitsplatte. Nur auf der altmodischen Tafel hinter der Tür stehen knappe Notizen, die jedes Mal sorgfältig ausgewischt werden, sobald sie ihr Soll erfüllt haben. An der Wand hinter dem Schreibtisch hängen in akkurater Reihe Urkunden und Zeugnisse, neben zwei sauber gerahmten Postern mit den chemischen Elementen und allen bislang bekannten Nukliden. Ich glaube, mein Vater würde am liebsten sogar den Müll ordnen. Jedenfalls ist das Altpapier auf der Ablage unter dem Fenster zu einem perfekten Stapel ausgerichtet. Mit einem Gefühl der Erleichterung stelle ich fest, dass zumindest im Abfalleimer neben dem Schreibtisch eine Andeutung von Chaos herrscht. Ein paar benutzte Papiertaschentücher liegen zerknüllt neben einer leeren Cola-Dose, die jemand, gewiss nicht mein Vater, hinterlassen hat. Und unter der Einladung zu einer Weihnachtsfeier, die originellerweise auf Stoff gedruckt und deshalb wohl nicht auf dem Altpapierstapel gelandet ist, lugt ein blauer Einweghandschuh heraus. Trotz meiner gedrückten Stimmung merke ich, dass sich meine Mundwinkel zu einem leichten Schmunzeln verziehen, als ich die große, eingeschweißte Salami entdecke, die im Ablagekorb liegt. Wie ein Relikt aus einer anderen Welt. Neben der Wurst befinden sich eine mit klarer Schrift verfasste Grußkarte an George und ein Notizzettel für mich: „Zoll! Bitte sorgfältig tarnen.“

Das ist also das Geschenk! Jeder weiß, dass George eine Schwäche für „German sausage“ hat und die Versorgung wegen der nordamerikanischen Zollbestimmungen ein Problem

darstellt. Mein Vater hat am Telefon so ein Geheimnis aus seiner Überraschung gemacht, dass ich mir alles vorgestellt habe, nur nicht dieses Stück Blocksalami. Auf der anderen Seite ist die Situation natürlich günstig, denn zwischen dem ganzen technischen Equipment wird niemand eine einzelne geschmuggelte Wurst vermuten.

Ich packe sie also ein und mache mich auf den Weg ins Labor und zu Phil.

„Mel, wo hast du gesteckt?“, ruft Phil, als Mel und ich den Kontrollraum betreten. „Ich hatte schon Sorge, dass ... ach egal.“

Der Typ geht mir auf die Nerven. Seit vorgestern ist er da und tut so, als ob Mel es nicht selbst schafft, eine blöde Kiste für ihn zu packen und vom Kurierdienst abholen zu lassen. Nein, er musste unbedingt persönlich einfliegen, in unserem Labor aufkreuzen und das Zeug abholen. Angeblich sind die Zollformalitäten einfacher, wenn jemand mitreist. Ich frage mich, wen er damit täuschen will. So wie er die ganze Zeit meine Mel umsäuselt, ist vermutlich jedem klar, was seine wahren Absichten sind. Jedem außer Mel natürlich.

Sie wirft verwundert einen Blick auf die Uhr an der Wand. „Es ist doch gerade erst ...“ Ich merke, dass sie stockt. „Oh“, murmelt sie dann. „Ist es tatsächlich schon halb zehn? Ich war nur kurz im Büro meines Vaters, um die Salami für George abzuholen.“

Phil strahlt wie ein blödes Honigkuchenpferd. „Salami? Da wird sich George freuen!“ Dabei zeigt er auf eine große Holzkiste, die mitten im Raum steht und in

der schon zwei Vakuumpumpen liegen. „Schau mal, ob du ein Stück Stahlrohr oder so findest, in das du sie stecken kannst. Am besten klebst du irgendeinen technischen Aufkleber darauf. Dann finden die Jungs vom Zoll sie nie. So haben wir früher noch ganz andere Sachen über die Grenze geschafft.“ Er kichert in sich hinein, als hätte er etwas Lustiges gesagt.

Was soll das? Ich lasse ihn stehen und folge Mel, die begonnen hat, die Schränke im Kontrollraum und im Labor nach einer brauchbaren Verpackung zu durchwühlen. Als sie endlich einen geeigneten Metallkanister gefunden hat und die Salami hineinschieben will, hält sie inne. „Die Verpackung ist undicht“, murmelt sie, und ich frage mich, was sie meint.

Für mich sieht die Verpackung der Salami genau so aus, wie sie aussehen soll: eine Hülle aus einer dicken, durchsichtigen Plastikfolie, die an beiden Enden zugeschweißt ist.

Mel streicht mit dem Finger über das Plastik, dreht die Salami in ihren Händen hin und her und knibbelt ein bisschen am bunten Aufkleber des Herstellers.

„Mel, da ist nichts“, flüstere ich, obwohl ich natürlich weiß, dass sie mich nicht hört.

Endlich kommt auch Mal zu diesem Ergebnis. Sie zuckt mit den Schultern und geht weiter.

Im Kontrollraum wartet Phil. „Ist etwas nicht in Ordnung?“, fragt er und schaut Mel an, als wäre wer weiß was passiert.

Mel schüttelt den Kopf. „Doch, doch, alles gut. Wann musst du los?“

„Mein Flieger geht heute Abend. Sobald wir das Zeug verpackt haben, fährt Alfred Müller mich mit dem Transporter zum Flughafen. Willst du mitkommen? Im Container ist noch Platz.“

Sehr lustig. Er schielt sie komisch an, und Mel wird tatsächlich rot. Was ist denn los mit ihr?

„Nein, ich ...“ Jetzt stottert sie auch noch. „Ach, die ... diese Plastikhülle um die Salami ist beschädigt. Ich hätte George gerne eine neue besorgt. Das schaffe ich nicht mehr.“

Phil grinst blöd. „Eine neue Salami? Nur weil die Plastikverpackung einen Riss hat?“

„Ein Riss ist es nicht einmal.“

„Mel, du bist verrückt. George wird sich freuen und es gar nicht bemerken. Das Zeug wird doch nicht schlecht.“ Phil strahlt von einem Ohr zum anderen.

Ich kann fühlen, wie sich Mel entspannt. „Ja, du hast vermutlich recht“, gibt sie zu und lächelt vorsichtig.

„Wenn die Salami und ich sicher in Kanada sind, werde ich die Hülle entfernen, bevor ich sie George überreiche“, verspricht er. „Dann sieht es aus, als käme die Wurst direkt vom Metzger.“

„Gut, dann verschließe ich jetzt das Rohr und schreibe ein großes S darauf, damit du die Salami nicht mit den BGO-Zählern verwechselst“, entscheidet Mel.

„Nö, die riechen anders.“

Die beiden kichern. Dabei ging es Mel gerade noch so schlecht, dass sie mir richtig leidtat.

Mit einem blöden Gefühl im Bauch hocke ich mich in die Ecke unter einen der Tische und warte. Komische

Gedanken schwirren durch meinen Kopf. Warum spricht Mel nicht mit mir so wie mit Phil? Warum lachen wir nicht zusammen? In meinem Magen zieht sich etwas zusammen und macht, dass ich mich ganz einsam fühle. Ich bin vielleicht unsichtbar. Aber ich bin doch kein Geist oder so. Ich bin ein Teil von ihr. Wenn die anderen mich nicht sehen, ist mir das egal. Eigentlich ist mir das sogar recht. Aber Mel soll mich endlich wahrnehmen. Sie soll wissen, dass ich da bin und mich um sie kümmere.

Zum Glück reist Phil heute ab. Und solange werde ich genau hier sitzen bleiben und darauf warten, dass dieser Kerl endlich wieder aus unserem Leben verschwindet.

Freitag, 27. Februar

Ich sitze in meinem Büro und starre auf den Bildschirm. Ich kann einfach nicht fassen, was ich dort lese. Wieder und wieder zwinge ich meine Augen dazu, den Buchstaben zu folgen. Aber sie streifen über die Zeichen, ohne ihre Bedeutung zu entziffern. Der Sinn ihrer Worte entgleitet mir, bevor ich ihn fassen kann. Es kann nicht sein. Es darf einfach nicht wahr sein, was dort steht.

George ist tot.

Phils E-Mail ist kurz und knapp, als hätte er sie in großer Eile getippt, Helvetica, Fontsize 12. Das erkenne ich sofort, als würde sich mein Verstand in den Details verhaken, um so dem schrecklichen Inhalt zu entfliehen.

Der Raum um mich herum dreht sich. Ich fühle mich wie damals vor 27 Jahren, gefangen in einem dichten Strudel aus Bildern, mein ganzes bisheriges Leben zeitgleich, im Zerrbild meiner Erinnerung. Ich sehe die unzähligen Stunden, Tage, Wochen und Jahre alle seltsam synchron, parallel zueinander. Ein schauriges Hologramm meines Lebens. Mein altes Kinderbett mit der bunten Bettwäsche. Der leblose Körper meiner Mutter. Meine Schwester und ich mit Schleifen im Haar. Mein Doktorhut. Rüdiger, tot. Der weiße Sarg meiner Mutter. Rosengestecke auf Eichenholz. Auf einmal wird mir klar, dass Zeit eine Illusion ist, zumindest die Zeit, an die ich bislang geglaubt habe, der einfache, geradlinige Verlauf der Dinge, wo ein Jahr dem anderen folgt, eine Erinnerung der nächsten. Wenn Zeit tatsächlich existiert, dann unabhängig von mir und dem Leben mit all seiner Vergänglichkeit. Was

bedeutet schon vorher oder nachher, wenn es am Ende irgendwann sowieso passiert? In der Erinnerung verschwimmen die einzelnen Ereignisse zu einer grellbunten Collage. Ihre Chronologie wird unbedeutend.

Diese Erkenntnis trifft mich wie Meteorit und wirft mich aus meiner Bahn. Marionettenhaft hänge ich im zeitlosen Raum, unfähig mich aus eigenem Antrieb zu bewegen. Nur die Details, die unbestreitbaren Kleinigkeiten sind es, die mir einen zerbrechlichen Halt geben.

So war es auch damals. 52. Das war die Zahl, das unbeirrbar Detail. 52, nicht 51 oder 53, genau 52 bunte Pillen waren es, die um meine Mutter verstreut lagen. 24 blaue, 13 gelbe und 15 rote auf schwarz-weiß gekacheltem Boden. Ich habe sie gezählt. Ich habe auf den toten Körper meiner Mutter gestarrt und konnte nicht fassen, was ich dort sah. Also habe ich mich auf die Tabletten konzentriert. Blaue, gelbe und rote. Nur grüne waren nicht dabei. Ich weiß noch, dass ich meinen Vater gefragt habe, wo die grünen Pillen seien. Aber er hat mich nicht verstanden. Doch aus irgendeinem Grund hatte ich das Gefühl, dass es wichtig war, dass es die grünen Tabletten waren, auf die es ankam. Vielleicht hat es etwas mit dem verworrenen Harmoniebedürfnis eines kleinen Mädchens zu tun. Blau, gelb, rot und grün. Es gibt immer alle vier Farben. Im Buntstiftset, die Spielfiguren bei ‚Mensch Ärgere Dich Nicht‘ und sogar die Saftgläser in der Küche. Vielleicht hätte ich meine Schwester fragen sollen. Sie hätte mich verstanden. Aber Kati war aus irgendeinem Grund nicht da. Später habe ich die Frage vergessen. Eigenartig, dass sie mir jetzt wieder einfällt.

„Wieso gab es keine grünen Tabletten?“, murmelte ich laut vor

mich hin und versuche mich an meiner eigenen Stimme festzuhalten.

„Er hat sie vertauscht“, tönt die Antwort aus dem Nichts. Der Ton ist klar und überaus deutlich, eine helle, freundliche Stimme, deren Klang mich umgehend aus meiner Starre reißt.

Vor Schreck springe ich auf, sodass meine Knie gegen die Tischplatte stoßen und mein Schreibtischstuhl rückwärts gegen die Fensterwand schlägt. Adrenalin pulsiert in meinen Adern. Mein Herz hämmert so fest, dass ich glaube, es ebenfalls zu hören. Ich fahre herum, lasse den Blick durch mein Büro schweifen. Doch da ist niemand.

Was war das? Wer war das?

Ruhig! Ich muss mich zusammenreißen. Wieder klar denken. Ich bin in meinem Büro. Es ist noch früh, gerade 7 Uhr 30. Um diese Zeit bin ich normalerweise allein. Und trotzdem diese Stimme. Ich habe sie so deutlich gehört, wie das Ticken der alten Buffetuhr auf meinem Schrank. Ich habe mir das nicht eingebildet. Oder doch?

Einfach weiter atmen. Das hilft.

Nach dem dritten Luftzug schaue ich mich sorgfältig im Zimmer um. Gewissenhaft lasse ich meinen Blick über die Bücherregale gleiten, die sich unter der Last unzähliger Fachbücher über Astronomie, Kernphysik, Messtechnik und Chemie biegen. Ein Board nach dem anderen suche ich ab. Ich bücke mich und schaue unter meinen Schreibtisch, wo drei Paar Schuhe durcheinander liegen. Hinter dem Drucker finde ich die Verpackungsreste eines Schokoriegels und die Verschlussringe mehrerer Cola-Dosen. Aber sonst entdecke ich nichts. Nicht einmal auf dem Tisch mit dem Wasserkocher, an der Pinnwand mit den Fotos oder zwischen den Grünpflanzen

auf der breiten Fensterbank kann ich etwas erkennen, kein versteckter MP3-Player, kein Handy, kein Lautsprecher. Nichts, mit dessen Hilfe sich vielleicht jemand einen Scherz erlaubt haben könnte. Selbst die Fenster sind geschlossen. Vorsichtshalber öffne ich die Tür und werfe einen Blick hinaus in den Flur. Aber ich bin allein. Außer mir ist niemand hier.

Gerade hat Mel vor mir gestanden, die Augen aufgerissen wie ein verschrecktes Tier. Nun rast sie wie eine Irre durch ihr Büro vom Schreibtisch zu den Bücherregalen und zurück. Sie beugt sich vor, schaut unter den Tisch, wühlt in einem Berg verschiedener Schuhe, zieht Bücher, Fotos und Reiseandenken von den Regalbrettern. Sie tastet die Fensterbank zwischen unserem Blumenschungel ab und prüft die Bürotür. Das kann nur eines bedeuten: Sie hat mich gehört. Mich! Meine Stimme! Kann das tatsächlich sein?

Ich bin so glücklich. Am liebsten würde ich Luftsprünge machen, Räder schlagen, meine Arme um sie werfen und Mel ganz fest drücken. Mein allerallergrößter Wunsch ist endlich wahr geworden. Zumindest fast. Denn sehen kann sie mich nicht, sonst könnte sie sich diese Suche sparen. Ich stehe ja direkt neben ihr. Aber das ist nicht so schlimm. Wichtig ist, dass sie mich überhaupt bemerkt hat. Endlich!

Jetzt wird alles anders. Wenn sie mich hört, kann ich ihr alles erzählen. Wir können miteinander reden, zusammen plaudern wie echte Freundinnen. Nur sie und ich. Dann wird es wieder schön werden, so wie früher. Denn ich kenne Mel besser als jeder andere. Ich weiß

fast alles über sie, was sie fühlt, was sie denkt. Und jetzt kann ich ihr erzählen, was ich fühle und denke und alles, was ich weiß. Wir können zusammen Bücher lesen, Filme anschauen, Witze machen, die nur wir verstehen. Wir kochen, was wir mögen, kuscheln uns zusammen in unseren Lieblingssessel unten im Labor, planen unser nächstes Experiment und kümmern uns nicht um den Rest der Welt. Denn wir haben uns. Mel wird sich nie wieder einsam fühlen - und ich auch nicht. Von jetzt an sind wir wieder zu zweit.

Aber noch während ich hier stehe und mich freue, werde ich auf einmal unsicher. Mel hetzt durch ihr Büro, als wäre ein böser Geist hinter ihr her. Dabei war ich es, die ihr geantwortet hat. Außer uns ist niemand hier. Hat sie mich falsch verstanden? Habe ich etwas Blödes gesagt? Ich habe doch nur ihre Frage beantwortet.

Ich glaube, ich habe sie erschreckt. Vielleicht weil sie mich nicht sehen kann. Das muss es sein. Ich wünschte, ich könnte sie fragen. Aber so, wie sie vor mir auf und ab rennt, wie ein Tier im Käfig, fürchte ich mich davor, sie wieder anzusprechen. Ich will ihr doch keine Angst machen.

Und deshalb werde ich traurig. Ich meine, ich habe mich so auf diesen Moment gefreut, dass ich nie darüber nachgedacht habe, wie es für Mel sein würde. Das war natürlich dumm. Ich habe einfach geglaubt, dass sie sich genauso freuen würde wie ich, mich nach all den Jahren wiederzutreffen. Das ist doch logisch, oder?

Vielleicht ist es auch nicht logisch. Wahrscheinlich braucht sie Zeit, um sich an mich zu gewöhnen. Für sie

bin ich ja eine Fremde, also nicht ganz fremd, aber eben aus dem Gedächtnis verdrängt. Wenn ich darüber nachdenke und mir ihre Situation vorstelle, kann ich ihren Schreck sogar ein bisschen verstehen.

Ich löse meine Zöpfe und flechte sie neu, während ich überlege, was ich jetzt tun kann. Ich glaube, das Beste wäre es, erst einmal gar nichts zu machen. Mel muss erst wieder zur Ruhe kommen. Dann kann ich auf einen guten Moment warten und es noch einmal versuchen. Das klingt vielleicht blöd. Aber eine bessere Idee habe ich nicht.

Ich brauche also Geduld. Noch mehr Geduld. Immerhin weiß ich jetzt, dass der Moment kommen wird. Die unsichtbare Wand, die uns trennt, hat einen Riss bekommen. Vielleicht nicht heute, aber bald, sehr bald, werde ich wieder mit Mel sprechen. Und dann wird sie mich verstehen und einsehen, dass sie keine Angst vor mir haben muss, weil ich ihre allerbeste Freundin bin. Nein ich bin viel, viel besser als eine Freundin, besser als eine Schwester. Ich bin sie. Ich bin ein Teil von ihr, ihre zweite Hälfte. Sie ist Mel, ich bin Anni. Und nur zusammen sind wir Melanie.

Ich muss schlafen. Wieder zur Ruhe kommen. Gerade habe ich mir tatsächlich eingebildet, eine Stimme zu hören. Bestimmt bin ich an meinem Schreibtisch eingeknickt, ohne es zu merken. Das passiert mir in letzter Zeit öfter. Wahrscheinlich habe ich geträumt. Natürlich war es so. Eigentlich ist es auch kein Wunder. Im Moment wird mir alles zu viel, der Lehrstuhl, die Forschung und die ganzen

Gedanken, die durch meinen Kopf strömen. Jetzt auch noch diese Nachricht. Ich brauche dringend Urlaub. Nur dafür ist im Moment keine Zeit. Das einzige, was mir vielleicht Trost spenden kann, ist ein starker Kaffee und eine kräftige Schulter.

Mit meiner Lieblingstasse in der Hand mache ich mich auf den Weg zum Theorieflügel. Es ist fünf vor acht. Die Bürotür meines Vaters steht offen.

„Mel?“, ruft er erstaunt, als ich mich hineinschiebe.

Er blickt von seiner Lektüre auf. Ich glaube, er liest gerade die neue Veröffentlichung von Yamakuras Arbeitsgruppe.

„Was verschafft mir die Ehre zu solch früher Stunde?“

„Hast du es schon gehört?“, frage ich und lasse mich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch fallen.

Er schüttelt den Kopf und nutzt die Gelegenheit, seine Brille zu putzen. „Nein, was denn?“, fragt er und betrachtet mich besorgt.

Wenn ich nur annähernd so aussehe, wie ich mich gerade fühle, muss mein Anblick ziemlich übel sein.

„George ist tot“, erkläre ich ohne Umschweife.

Mein Vater starrt mich an und sagt nichts. Vielleicht ist er geschockt. Natürlich ist er geschockt. Aber ich weiß nicht, wie ich diese Nachricht hätte besser verpacken können. Wie kann man den Tod eines Menschen beschönigen, eines gesunden, aktiven Mannes, der mitten im Leben stand, große Pläne hatte und vor zwei Monaten noch den Nobelpreis verliehen bekam? Es ist einfach unfassbar, traurig und entsetzlich. Doch all diese Worte kommen mir abgenutzt vor. Sie treffen nicht den entscheidenden Punkt. Denn die Wahrheit ist noch viel schlimmer. Die Wahrheit ist: Sein Tod macht mir Angst.

„Ein großer Verlust“, sagt mein Vater schließlich, und ich

nicke stumm.

Wenn ich ehrlich bin, war George von den Dreien nicht gerade mein Favorit. Ich habe ihn geschätzt, sehr sogar. Er war ein hervorragender Wissenschaftler. Er hatte vielleicht nicht die impulsive Genialität eines Rüdiger Neuhaus oder die überlegene Ruhe eines John Dalen, aber er hatte ein unglaubliches Fachwissen und einen messerscharfen Verstand. Zusammen mit seiner steifen Art ließ ihn das manchmal arrogant wirken, keine Frage. Ein sehr geduldiger Mensch war er nicht. Besonders Kollegen, die nicht seine Gabe hatten, bekamen seine Überlegenheit schnell zu spüren. Ich denke, er meinte es nicht so. Er war einfach sehr korrekt, geradezu penibel. Jede mathematische Gleichung überprüfte er mindestens dreimal. Keine vage Vermutung entkam seinem Blick. Jede Aussage musste durch hieb- und stichfeste Daten untermauert werden. Wenn man mit ihm zusammenarbeiten wollte, war das nicht immer leicht. Aber genau dieser Umstand machte unsere Daten später glaubwürdig. Ich denke, Georges Beteiligung an den Messungen war ein Grund für den Nobelpreis. Niemand aus der wissenschaftlichen Community hätte seine Ergebnisse je angezweifelt. Sein Name auf einer Veröffentlichung war wie ein Gütesiegel.

„Wie ist es passiert?“

Ich starre in meinen Kaffee und zucke mit den Schultern. Ehrlich gesagt, weiß ich es nicht. Vielleicht stand die Antwort irgendwo in Phils E-Mail, vielleicht auch nicht. Welchen Unterschied würde es machen?

„War er krank?“, überlege ich laut. „Du hast ihn letzte Woche doch gesehen. Oder?“

Mein Vater nickt, sagt aber nichts. Also starre ich weiter in

meinen Kaffee.

„Gut“, höre ich schließlich meinen Vater flüstern und schaue irritiert auf. „Wir müssen nach vorne schauen“, fügt er erklärend hinzu. „Ich denke, du solltest dich darauf einstellen, in nächster Zeit einige Anfragen zu beantworten.“

„Was denn für Anfragen?“, frage ich verwirrt.

Ich habe Trost gesucht, jemanden, der mir versichert, dass der Tod zum Leben gehört, dass alles gut wird. Aber mein Vater ist mir wie immer viele Schritte voraus.

„Nach einem Nobelpreis ist es üblich, dass die Preisträger zu Vorträgen, Talkrunden, Gesprächen et cetera eingeladen werden“, erklärt er so langsam, als würde er mit einem Kind sprechen. „Das muss ich dir wohl nicht erklären. Natürlich fragen sich jetzt alle, was das Besondere an eurem Experiment war, wie ihr auf die Idee gekommen seid, welche kleinen Erfolge euch den Weg geebnet haben, lustige Anekdoten. Du weißt schon, die ganze Litanei.“ Er wedelt gelangweilt mit der Hand. „Die Presse will wissen, was die Herren Nobelpreisträger zum Klimawandel, dem Artensterben und der Politik im Nahen Osten denken. Ihr“, sein Zeigefinger schießt auf mich zu, „steht im Rampenlicht.“

„Ihr?“

„Da Rüdiger und George jetzt ausfallen, wird die Aufgabe bei dir und John liegen.“

„Ich bin kein Nobelpreisträger“, widerspreche ich stumpf und ignoriere den immer noch auf mich gerichteten Zeigefinger.

„Nein, du hast den Nobelpreis nicht erhalten. Aber du warst dabei. Niemand kennt das Experiment so gut wie du. Du weißt besser, was ihr gemessen habt, als Rüdiger, George und John

zusammen. Du weißt, was George und Rüdiger gedacht haben und was sie denken würden.“

Ich merke, dass sich in meinem Kopf ein Karussell zu drehen beginnt und konzentriere mich auf die Schafe auf meiner Tasse: 16. 16 Schafe in kunterbunten Farben. Sie sind mein Anker. Neben dem Henkel grasst Lucky Woolly, Kleeblätter in der grünen Wolle. Happy Woolly - gelb. Chatty Woolly - rot.

„Das ist für dich eine großartige Chance. Das weißt du hoffentlich“, höre ich die Stimme meines Vaters.

Mir ist schwindelig. Die Schafe verschwimmen vor meinen Augen. Dann fasse ich mich wieder. Sleepy Woolly - blau-weiß gestreift, Crazy - pink ...

„So schlimm ist es doch gar nicht.“

Ich sehe auf.

Mein Vater beobachtet mich durch seine Brille, als würde er auf eine Antwort lauern. „Ich denke, eine Vortragsreise ist genau das Richtige. Immerhin kommst du mal raus.“

„Das kann ich nicht!“

„Du hast schon mehr Vorträge auf Konferenzen gehalten als die meisten deiner Kollegen.“

„Das war vor Fachpublikum. Ich habe über meine Arbeit gesprochen, nicht über das Artensterben und Abrüstungsverträge.“

„Mel, du übertreibst.“ Mein Vater runzelt die Stirn. „Erzähl den Menschen von eurem Experiment.“

„Aber für eine ganze Vortragsreise habe ich gar keine Zeit“, wehre ich ab. „Diese Vorträge müssen gut vorbereitet werden, sehr gut. Die Menschen erwarten eine Menge von einem Nobelpreisträger – selbst von seiner minderbemittelten Mitarbeiterin.“ Ich weiß gar nicht, was Rüdiger erzählt hätte

und was nicht. Wie George tickt, kann ich nur raten. Unser Experiment war streckenweise völlig chaotisch, kein glatter Siegeszug, wie die Leute vielleicht glauben. Es gab unzählige Pannen, blöde Fehler, Streit und Peinlichkeiten. Soll ich darüber etwa auch sprechen? Ganz zu schweigen von diesen politischen Fragen. „Wie soll ich mich im Namen meiner verstorbenen Kollegen zum Klimawandel und der Kernenergie äußern? Ich kann das nicht. Das ist mir alles zu viel.“

„Unsinn. Du arbeitest nur zwei Vorträge aus, einen für Fachpublikum und einen für Laien. Die kannst du dann, wenn es sein muss, ein bisschen strecken oder kürzen.“ Er lächelt. „Am Ende bestimmst du, wie viel du sagst. Wenn jemand dich einlädt, machst du die Regeln. Zeig Selbstbewusstsein. Du machst ein paar Witze, präsentierst schöne Aufnahmen von irgendeinem Sternsystem, und alle sind glücklich.“

„Ich bin glücklich, wenn ich in meinem Labor bin.“

Mein Vater wirft mir einen langen Blick zu. Dann holt er tief Luft. „Mel, wie stellst du dir das eigentlich vor? Den Lehrstuhl gibt es nicht mehr, jedenfalls nicht mehr lange, wenn du dich nicht bald darum kümmerst.“ Er seufzt. „Rüdiger hat eine Professorenstelle hinterlassen. Eine W3-Professur! Glaubst du, die lässt sich jemand entgehen? Denkst du, die Speichellecker auf dem Jubiläumsempfang des Rektors letzte Woche waren wegen der Freigetranke da? Dieser kleine Zögling von Enrico Roggero, wie heißt er noch?“

„Basilio Busini.“

„Busini. Genau. Er hat ziemlich lange mit dem Dekan geredet. Ich möchte wetten, dass es dabei nicht um die nächste Sommerschule in Neapel ging. Lauri Korhonen habe ich dort getroffen, angeblich weil er sowieso gerade hier in der Nähe

Urlaub gemacht hat. Otto Mannström, der Festkörperphysiker, und er sind alte Freunde. Lauri hat bei der Gelegenheit gewiss ein gutes Wort für seinen Postdoc eingelegt. Ebenso wie Gustav Petermann. Er wird gute Gründe haben, wenn er innerhalb eines Monats gleich zweimal zusammen mit Tobi Neuer aus München anreist. Nein, Kleines, die Geier kreisen bereits.“

„Rüdiger ist gerade ein paar Wochen tot.“

Mein Vater schweigt für einen Moment, und ich nutze die Chance, den letzten Kaffee aus meiner Tasse zu schlürfen. Er ist kalt.

„Kennst du die Gleichstellungsbeauftragte?“

„Nina Bender?“

Mein Vater nickt. „Die Rothaarige.“

„Ja, wir kennen uns. Ich glaube, wir haben zusammen in irgendeiner Kommission gesessen. Sie ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei deinen Kollegen in der Theorie III.“

„Gut, dann solltest du dich mal wieder mit ihr treffen. Geht zusammen essen.“

„Warum?“, frage ich verwirrt.

„Weil sie, wenn die Professur ausgeschrieben wird, auf jeden Fall der Besetzungskommission angehören wird. Und wenn du nicht ...“

„Aber ...“

Mein Vater wischt meinen unausgesprochenen Einwand mit einer Hand vom Tisch.

„Genau. So weit muss es gar nicht kommen“, erklärt er und lächelt eigenartig.

„Was meinst du?“, frage ich, obwohl ich nicht sicher bin, ob ich die Antwort wissen will.

„Es gibt noch eine andere Möglichkeit. Normalerweise werden freie Professuren öffentlich ausgeschrieben. Das ist ein großes Prozedere. Es kann Jahre dauern, bis das durch ist. Dabei ist nicht gesagt, dass dein geliebtes Labor nur eine neue Leitung bekommt. Wenn du Pech hast, wird nicht einmal ein Astrophysiker auf Rüdigers Stelle berufen. Es kann gut sein, dass der Lehrstuhl an die Plasmaphysik geht oder die Leute sich plötzlich für einen zweiten Hadronenphysiker stark machen. Dann war es das.“

Ich merke, dass mir plötzlich kalt wird. Natürlich kenne ich die Regeln. Ich habe selbst schon in einer Besetzungskommission gesessen, vor ein oder zwei Jahren. Aber da ging es um einen anderen Lehrstuhl, eine fremde Arbeitsgruppe. Das war etwas anderes. Unter einem neuen Professor könnte ich weiter arbeiten. Vorausgesetzt er ist Astrophysiker, oder kommt zumindest aus der Kernphysik. Doch der Gedanke, dass unser Labor durchaus geschlossen werden könnte, das Equipment ausgeschlachtet und verkauft, weil der neu berufene Institutsleiter einer ganz anderen Fachrichtung angehört, raubt mir die Luft.

„Nein“, höre ich mich ausstoßen. Meine Stimme klingt heiser, als wäre sie die einer Fremden.

Mein Vater nickt. „Genau. Wir müssen versuchen, diesen ganzen Zirkus zu umgehen. In Ausnahmefällen, wenn dadurch verhindert werden kann, dass ein renommierter Wissenschaftler die Uni verlässt, also jemand, der für das Fach von besonderer Bedeutung ist, kann, soweit ich weiß, auf das ganze Verfahren verzichtet werden.“ Mein Vater ist aufgestanden und zieht mit sicherem Griff ein Taschenbuch aus dem Regal. „Hochschulgesetz, Paragraph 38.“ Er blättert durch

die Seiten. „Hier: Die Entscheidung über einen Verzicht der Ausschreibung trifft das Rektorat auf Vorschlag der Fakultät und nach Anhörung der Gleichstellungsbeauftragten.“ Er schaut auf. „Da hast du es.“ Mein Vater klappt das Buch wieder zu. Ich spüre, wie sich sein Blick durch meine Augen bohrt, als würde er direkt in meine Gedanken eindringen. „Und deswegen wirst du dich zum Mittagessen mit Frau Bender treffen.“

Als Mel und ich endlich allein sind, ist es Abend.

Den ganzen Tag war die Hölle los. Die Sache mit George hat alle am Lehrstuhl mitgenommen. Aber das Leben geht ja weiter. Mel musste in die Vorlesung und irgendwelchen Studenten Kernphysik beibringen. Das ist zwar meist ziemlich langweilig, aber ich glaube, heute war sie ganz froh über die Ablenkung. Danach hat sie sich um die Nachmittagsübungen gekümmert. Die muss sie zum Glück nicht selbst halten. Das machen Tim und Olli. Doch Mel muss mit ihnen die Übungsaufgaben besprechen, damit die Studenten nachher die Klausur bestehen und in den mündlichen Prüfungen nicht ganz so blöd dastehen, auch wenn einigen echt nicht zu helfen ist. Das sagt sogar Mel.

Dann war Doreen hier. Sie ist die Sekretärin des Lehrstuhls und meistens krank, weil sie auf ihren dünnen Absätzen ständig umknickt und sich die Bänder überdehnt oder ganz reißt. Im Moment ist sie jedoch da und humpelt auf ihren Krücken den Gang rauf und runter. Sie kam eben zu Mel ins Büro. Ich glaube, sie wollte sich den Nachmittag freinehmen. Aber Mel hat die Chance genutzt und Doreen nach der Post für Rüdiger

gefragt. Sie wollte wissen, was Doreen jetzt damit macht und so. Natürlich hat Doreen bislang gar nichts damit gemacht, sondern alles auf einen großen Stapel geräumt. Als Mel sie ansprach, hat Doreen sofort angefangen rumzujammern, dass sie gar nicht weiß, was sie den Leuten schreiben soll, weil so viele Rüdiger zu Vorträgen und Konferenzen und Seminaren eingeladen hätten.

Ich meine, ich weiß nicht, warum sie die Anfragen überhaupt beantworten muss. Dass Rüdiger tot ist, wissen mittlerweile wirklich alle. Es war sogar in den Nachrichten, weil er ja wegen des Preises jetzt ziemlich berühmt ist. Sie hätte sich auch einfach einen Stempel machen lassen können ‚Empfänger verstorben‘ und alles einfach wieder hübsch in den Briefkasten zurückstecken können.

Doch das hat Mel ihr nicht gesagt. Sie hat geseufzt und sich Doreens Gejammer angehört. Dann hat sie sich den ganzen riesigen Stapel Briefe bringen lassen und auch alles, was per E-Mail gekommen ist. Am Ende ist Doreen auf ihren Krücken abgerauscht, während Mel sich durch die Post gearbeitet, einen Brief nach dem nächsten gelesen und im Internet die Absender recherchiert hat.

Teilweise waren es ganz normale Unis, die musste sie natürlich nicht recherchieren, ein oder zwei Schulen waren dabei, drei Radiosender und eine Sternwarte, aber auch ein paar Talkshows und ein Lifestyle-Magazin, also so ein Heft mit bunten Bildern, das nichts über die Forschung wissen wollte, sondern eine Homestory über Rüdiger plante mit Fotos von seinem Haus, dem

Arbeitszimmer, seiner Frau und der Katze. Der berühmte Nobelpreisträger privat. Das hat Mel zum Glück sofort aussortiert. Es gab auch ein paar ganz komische Briefe. Irgendeine Gesellschaft für naturwissenschaftlichen Fortschritt und soziale Gerechtigkeit e.V. wollte Rüdiger unbedingt für einen Vortrag engagieren. Und ein Mitmach-Museum fragte höflich an, ob der liebe Herr Nobelpreisträger bei ihnen irgendetwas für Kinder vorführen könne, zum Mitmachen natürlich. So ein Blödsinn. Als könnte man den Beschleuniger mal eben einpacken, woanders aufbauen und dann ein paar Gören daran herumspielen lassen. Der Beschleuniger strahlt so radioaktiv wie ein halbes Kernkraftwerk, zumindest der vordere Teil. Da hätten sich die Museumsleute ganz schön umgesehen, wenn die lieben kleinen Zuschauer plötzlich einer nach dem anderen tot umgefallen wären. Ich finde, das sollte Mel denen einfach schreiben, dann hat sich die Anfrage sofort erledigt. Doch so ist Mel eben nicht.

Sie hat sich richtig Mühe gegeben. Deswegen hat es Stunden gebraucht, nur um alles durchzusehen, vielleicht aber auch, weil sie dabei immer wieder unterbrochen wurde. Zuerst kam Tim, um zu fragen, ob Mel wüsste, wo die neue Radioquelle sei. Das wusste sie natürlich nicht. Olli hatte eine Frage zu den Übungsaufgaben, zwei Studenten wollten Termine für eine mündliche Prüfung machen, und dann war ja auch noch das Essen mit der Gleichstellungsfrau.

Ich glaube, diese Nina hatte schon mit Mels Frage gerechnet. Jedenfalls klang sie nicht sonderlich

überrascht und hatte auch sofort Zeit. Ich bin natürlich mitgegangen. Mel und Nina haben sich in der Mensa getroffen und gemeinsam ihre Schnitzel mit Pommes gegessen. Nina hat direkt gesagt, dass sie findet, dass Mel die Stelle haben sollte und dass es für die Fakultät wichtig wäre, erstens eine Frau zu berufen und zweitens jemanden, der die Experimente des verstorbenen Nobelpreisträgers in seinem Sinne fortführt. Das fand ich lustig. Denn eigentlich war es ja andersherum, also dass Mel die Experimente geplant und Rüdiger nur mitgemacht hat. Aber das weiß Nina natürlich nicht. Jedenfalls meinte sie, es wäre nicht ganz einfach, das Auswahlverfahren zu umgehen. Wenn Mel schon eine Professur hätte oder ein gutes Angebot von anderer Seite, dann wäre das etwas anderes. Trotzdem will sie jetzt sehen, was sie tun kann. Im Übrigen hätte Nina gehört, dass ein gewisser Professor Glanz, genau so hat sie es ausgedrückt, sich bereits hinter den Kulissen mächtig für seine Tochter einsetzt.

Ich möchte lieber nicht wissen, was das heißt. Und ich glaube, auch Mel war das ziemlich unangenehm. Denn sie hat ganz verlegen ausgesehen und dann schnell ihre restlichen Pommes aufgegessen. Nina hat zum Glück nichts mehr dazu gesagt, sondern nur gemeint, dass sie und Mel in Kontakt bleiben würden und ein Kaffeetrinken für nächste Woche vorgeschlagen.

Das war vor ein paar Stunden. Jetzt sind wir wieder im Büro. Draußen ist es schon lange dunkel, doch dafür hat Mel Rüdigers Post fast fertig sortiert. Die Schreiben, die abgesagt werden sollen, türmen sich vor dem Computer

wie der schiefe Turm von Pisa. Mel liest gerade den allerletzten Brief, als Skype piept. Dummerweise beugt sie sich deswegen so hektisch vor, dass ihr Arm den Stapel streift.

„Mist!“

Hektisch versuche ich, das Schlimmste zu verhindern und stoße fast noch meine Cola um. Immerhin schaffe ich es, die Dose aufzufangen und damit zumindest die Tastatur meines Rechners zu retten. Beim Rest bin ich weniger erfolgreich. Ich kann nur zusehen, wie eine Lawine aus über einhundert Briefen über meinen Schreibtisch rutscht, sich mit den ungelesenen Papern und meinen Notizen mischt und sich schließlich über den gesamten Büroboden verteilt.

„Allerdings!“, höre ich Katis Stimme, noch bevor sich ihr Bild auf dem Monitor vor mir aufgebaut hat. „Ich habe es gerade in den Nachrichten gehört.“

„Was?“, frage ich abwesend.

Ich bin im Moment so tollpatschig, dass ich grundsätzlich davon absehen sollte, in der Nähe meines Rechners oder anderer empfindlicher Geräte mit klebrigen Flüssigkeiten zu hantieren.

Doch ehe ich die Dose ansetzen kann, um sie in einem Zug zu leeren und unschädlich zu machen, fährt Kati fort. „Ganz schöner Schocker das mit diesem Kinsley.“

Mit einem Schlag ist die Erinnerung an den heutigen Morgen zurück. Ich lasse die Dose sinken und starre auf das Chaos aus Briefen, Papern und Notizen. Den ganzen Tag über habe ich jeden Gedanken an die schreckliche E-Mail verdrängt. Nachdem ich mit meinem Vater gesprochen hatte, bin ich von

einem Termin zum nächsten gehetzt, habe mich um Rüdigers Post gekümmert und mich bemüht, meine Nase über Wasser zu halten. Doch plötzlich ist alles wieder da. Unter mir öffnet sich ein Krater, der mich mit aller Macht hinab in die Dunkelheit ziehen will. George ist tot. Die Dose in meinen Händen knackt laut, so fest kralle ich meine Finger um das dünne Stück Weißblech, als könnte es mich davor bewahren, mit meinen Gefühlen in den Abgrund zu stürzen.

Mittlerweile kann ich Kati sehen. Sie trägt einen weißen Kittel und hat ihre Haare zu einem Zopf zusammengebunden. Vermutlich skypt sie direkt aus der Praxis, obwohl sie kein Stethoskop um den Hals trägt.

Wieder bemerke ich, dass mein Gehirn eigenartig arbeitet. Es gibt so viele Dinge, über die ich nachdenken muss. Stattdessen fällt mir auf, dass jedem Arzt im Fernsehen grundsätzlich ein Stethoskop um den Hals baumelt, selbst wenn es sich um einen Orthopäden handelt.

„Was tust du jetzt?“ Kati schaut mich aus großen Augen an.

„Was meinst du?“, frage ich und kämpfe gegen die Bilder an. Statt zu verschwinden, sammeln sie sich wie ein Kloß in meinem Hals, ein Kloß, der sich auch mit einem weiteren Schluck Cola nicht hinunterspülen lässt. Ich trinke, bis die Dose leer ist und lasse sie in den Mülleimer fallen, wo sie mit einem lauten Klöng verschwindet. Doch nun habe ich nichts mehr, an dem ich mich festhalten kann. Daher ziehe ich eine Haarsträhne aus meinem Pferdeschwanz und zwirble sie zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Na, jetzt bist du fast allein, also ich meine, eine der letzten Überlebenden des Dream-Teams.“

„Sag das nicht so!“

„Du weißt, wie ich es meine.“

„Du hörst dich an wie Papa.“ Meine Stimme klingt kratzig.

„Hat er schon angefangen, deine Karrierechancen auszuloten?“, fragt Kati spöttisch.

Statt einer Antwort schnaube ich.

„Okay, ich kann es mir denken. Wahrscheinlich hat er allein heute mindestens drei verschiedene Uni-Offizielle angerufen und deine Talente angepriesen.“

Ich zucke die Achseln.

„Nimm ihn nicht zu ernst. Du bist nicht er. Du wolltest nie eine große Karriere machen. Also lass dich auch nicht dazu drängen.“

„Es ist nur so“, versuche ich eine Erklärung. „Ich kann alles verlieren.“ Meine Stimme versagt bei den letzten Worten.

Kati schaut mich einen Moment lang stumm an. „Wie geht es dir?“, fragt sie schließlich.

Es ist kein gewöhnliches ‚Wie geht es dir‘, keine Floskel, auf die niemand eine Antwort erwartet, sondern eine bohrende Frage. Katis Worte bahnen sich ihren Weg tief in meine Seele. Hinein in den dunklen Krater, in die Angst, die ich den ganzen Tag über verdrängt habe. Das ist zu viel. Es ist mehr, als ich ertragen kann. Ich kann nicht antworten. Ich spüre, wie Tränen in meine Augen schießen, sich sammeln und überlaufen. Sie rinnen meine Wangen hinab, tropfen auf die Tastatur und bilden feuchte Flecken auf meinem Pulli.

„Es ist ...“, stottere ich, aber dann schluchze ich nur noch.

Ich weiß sowieso nicht, was ich sagen soll. Dass alles schrecklich ist? Dass ich nicht mehr weiß, wie es weitergeht? Oder dass ich das alles nicht verstehe? Ich verstehe die Welt nicht mehr. Vor wenigen Wochen haben wir Sekt getrunken.

Das neue Experiment sollte losgehen. Phil war da. Ich war glücklich. Wirklich glücklich für einen kurzen, kostbaren, herrlichen Moment. Und dann?

Plötzlich ist sie da, eine ungreifbare Angst. Sie breitet sich in mir aus wie ein Monster mit tausend Armen. Sie raubt mir die Luft zum Atmen und hämmert gegen meinen Kopf. Ist es die Sorge um meine Zukunft? Die Todesfälle allein sind tragisch. Doch nun bedrohen sie auch mein eigenes Leben. Mein Labor. Meine Arbeit. Warum mussten sie sterben? So kurz hintereinander! Das alles fühlt sich ganz und gar nicht normal an. Es ist furchtbar falsch.

Die Angst, die schrecklichen Ereignisse. Etwas treibt mich zurück in eine Vergangenheit, an die ich mich nicht erinnern kann. An die ich mich auch nicht erinnern möchte. Ich will einfach nur in Ruhe meinen Job machen. Meine Forschung. Doch genau die steht plötzlich auf dem Spiel. Und meine Gedanken kreisen um TV-Ärzte und grüne Pillen. Ich werde noch verrückt. Nein! Ich darf nicht zulassen, dass die Panik mich erstickt.

Atme, Mel!

Sauerstoff. Er verdrängt die Angst, und ich spüre, wie mein Verstand wieder die Leitung übernimmt. Ich bin nicht verrückt. Ich bin ganz und gar normal. Die Stimme heute Morgen habe ich mir nur eingebildet. Ich war im Halbschlaf. So etwas passiert.

Ich habe in meinem Leben schon andere Sachen überstanden. Jetzt werde ich auch diese Situation meistern. Papa hat mir Angst gemacht, aber er hat mir auch einen Weg gezeigt. Entlang dieses Wegs werde ich mich vorwärts hangeln. Ich habe ein Ziel. Ich will mein Labor behalten. Ich

will forschen. Und wenn ich dafür öffentliche Vorträge halten, mit Nina Bender Kaffee trinken und eine Professur annehmen muss, dann werde ich das tun.

Ich merke, dass ich ruhiger werde. Meine Brust hebt und senkt sich. Luft strömt in meine Lungen. Ein und aus. Das Pochen in meinem Kopf lässt nach. Ich kann es schaffen. Ich werde es schaffen.

„Mel?“

Verwirrt schaue ich auf. Kati mustert mich vom Monitor aus. Über ihre Nasenwurzel zieht sich eine tiefe Falte.

„Ja?“, frage ich und versuche, meiner Stimme einen festen und entschlossenen Klang zu geben.

„Bist du okay?“

„Ja! Ja, natürlich“, antworte ich rasch. „Aber ich habe gerade viel um die Ohren, weißt du? Ich glaube, ich muss Schluss machen.“

„Bist du dir sicher, dass alles gut ist?“, höre ich noch ihre Frage.

Aber ich habe schon den roten Button gedrückt, und das Fenster der Videoübertragung schließt sich mit einem leisen Plopp.

Stille. Es ist so spät, dass außer mir und dem Mann vom Sicherheitsdienst, der irgendwo durch die endlosen Flure streift, gewiss niemand mehr im ganzen Physikgebäude zu finden ist. Kati ist weit weg, und doch fühle ich mich nicht allein. Nicht, weil ich wieder eine Stimme höre. Natürlich nicht. Es ist eher eine vage Ahnung. Sie erinnert mich an das Gefühl, das ich als Kind hatte, wenn ich nach einem Albtraum zu meiner Mutter ins Bett kroch. So, als würde ihre bloße Anwesenheit alle Monster vertreiben und jede Furcht in Luft

aflösen. Allein, dass sie da war, reichte aus, damit ich mich sicher und geborgen fühlte. Es ist das ganz und gar unbegründete Gefühl, dass am Ende alles gut wird.

Ich frage mich, woher es auf einmal kommt.

Montag, 23. März

Es ist Frühling geworden. Ich mag es, wenn draußen die Tulpen blühen und die Krokusse. Mel und ich sitzen im Zug, und ich beobachte, wie grüne Felder so schnell an uns vorbeirasen, dass mir ganz schwummrig wird.

Seit dem Tag, an dem ich versucht habe mit ihr zu sprechen, habe ich mich ganz doll zurückgehalten, um sie nicht wieder zu erschrecken. Ich bin natürlich immer noch da. Die meiste Zeit bin ich sogar direkt neben ihr. Aber ich halte mich zurück. Nur ab und zu streichle ich sie ganz leicht, und oft räkelt sie sich genau in dem Moment oder sie seufzt leise.

Mel liest einen Artikel in Nuclear Instruments and Methods. Ich weiß, dass das wichtig ist. Denn in der aktuellen Ausgabe ist die Veröffentlichung der ersten Messungen, die die Arbeitsgruppe von Enrico Roggero an ihrem neuen Apparat gemacht hat. Aber eigentlich möchte ich, dass Mel mit mir aus dem Fenster schaut und die Fahrt genießt. Wir haben fast den ganzen Winter in der Uni verbracht, jeden Tag, jedes Wochenende und auch einige Nächte. Mel ist zwischen Schreibtisch, Hörsaal und Labor hin und her gerannt, hat Vorlesungen vorbereitet und gehalten, diverse Verbesserungen für unser Experiment geplant, mit Olli und Tim einige Testmessungen gemacht und sogar zwei Vordiplomsprüfungen abgenommen. Weil ER gedrängt hat, hat sie sich noch einmal mit dieser Nina getroffen. Das war vielleicht gar nicht so dumm. Denn Nina hat

auch gemeint, dass Mel auf jeden Fall ein paar dieser öffentlichen Vorträge annehmen sollte.

Deswegen reisen wir heute nach Frankfurt. Unser erster Vortrag wird vom Lions Club organisiert. Kommen dürfen wohl auch Nichtmitglieder. Aber der Club bezahlt uns und hat auch ein Hotel gebucht. Ich bin schon ganz aufgeregt, sodass ich kaum still sitzen kann.

Vor lauter Zappeln stupse ich versehentlich Mel an. Sie sieht sofort auf, lässt tatsächlich ihre Zeitschrift sinken und schaut an mir vorbei aus dem Fenster.

Bäume, Häuser, Felder und Hochspannungsleitungen ziehen an uns vorbei. Ihre Umrise gehen wie die Farben eines Aquarells ineinander über, als würde ihre Form durch die Geschwindigkeit des Zuges aufgehoben. Auch ihre Abstände zueinander verschwimmen.

Man sagt doch, dass die Wahrheit im Auge des Betrachters liegt. Ich glaube, das ist genau das, was gerade passiert. Es ist fast wie ein echtes physikalisches Experiment. Beobachtung 1, denke ich und stelle mir vor, dass ich nicht im Zug sitze, sondern vor meinem Fenster auf dem Feld stehe. Ich sehe einzelne Häuser und Bäume neben einem mehr oder weniger rechteckigen Feld. Genau genommen ist es natürlich keine echte Beobachtung, denn ich tue es ja nicht wirklich, ich weiß nur, dass es so ist. Aber das macht nichts, es ist ja nur ein Spiel. Beobachtung 2, und die ist jetzt echt: Ich sitze im Zug, das Haus geht in den Baum über und ein Baum in den nächsten, und alles zusammen verschwimmt mit dem Feld. Schlussfolgerung: Es zeigt, dass einfach alles, was wir Realität nennen, immer vom Beobachter

abhängt. Je nachdem, ob ich im Zug sitze oder draußen stehe, ist die Welt verschwommen oder klar und trotzdem genau dieselbe Welt.

Meine Realität ist eben nicht die der anderen, nicht einmal die gleiche wie die von Mel. Dass es mich gibt, ist mir selbst natürlich klar. In meiner Realität existiere ich genauso wie Mel, Kati oder Alfred Müller. In Mels Welt jedoch kann man mich nicht sehen. Mel sieht Kati und Alfred, aber von mir kennt sie nur die Stimme, und manchmal spürt sie meine Anwesenheit, ein bisschen wenigstens. Aber jemand wie Alfred sieht, hört und spürt mich nicht. Er kennt mich nicht und wird mich auch nie kennenlernen. In seiner Welt existiere ich überhaupt nicht und das, obwohl Mel und ich fast immer zusammen sind und ich Alfred jeden Tag sehe. Das ist spannend. Darüber möchte ich unbedingt weiter nachdenken. Deswegen kuschle ich mich an Mels Schulter und schließe die Augen. Ich glaube, ich finde Bahnfahren herrlich.

Als ich in Frankfurt aus dem Zug steige, steht mir ein gut gekleideter junger Mann gegenüber, der ein großes Schild mit der Aufschrift: „Dr. Melanie Glanz“ vor sich hochhält. Ich bin beeindruckt. Ich habe schon einige Vorträge auf diversen Fachkonferenzen überall auf der Welt gehalten. Wenn das Organisationsteam etwas taugte, gab es meist eine brauchbare Anreise-Beschreibung, abgeholt wurde ich noch nie.

„Wie war Ihre Fahrt, Frau Dr. Glanz?“, erkundigt sich der Mann, der sich als Nils vorstellt, und nimmt mir ohne zu fragen den Rollkoffer ab.

„Melanie“, sage ich.

Nils lächelt, zieht es aber vor, nicht darauf einzugehen. „Leider ist die Zeit etwas knapp, sodass ich Sie direkt zum Campus Riedberg bringe. Der Vortrag findet in der naturwissenschaftlichen Fakultät statt. Dr. Borsing wollte auch den Studenten die Möglichkeit geben, aus erster Hand von Ihren großartigen Versuchen zu erfahren.“

„Das ist sehr nett“, antworte ich höflich und hoffe, dass tatsächlich ein paar Studenten erscheinen, sonst wird es im großen Hörsaal ziemlich ungemütlich. „Kann ich meinen Koffer solange im Auto lassen?“

„Natürlich. Ich bringe Sie nach dem Vortrag sofort in Ihr Hotel, sodass Sie sich vor dem Abendessen noch frisch machen können.“ Nils leitet mich geschickt durch die Masse der Reisenden zum Ausgang.

„Wir gehen essen?“

„Selbstverständlich. Unser Vorsitzender, Herr Dr. Borsing, hat einen Tisch im Schlosshotel reserviert. Ich hoffe, es gefällt Ihnen dort.“

„Es klingt wunderbar.“

„Das ist es. Der Speiseraum ist einer der schönsten Säle Hessens. Man fühlt sich zurückversetzt in die Kaiserzeit.“

„Gehen Sie öfters dorthin?“

„Nein, nein.“ Mittlerweile haben wir den Parkplatz erreicht, und Nils wirkt etwas verlegen, als er meine Sachen in den Kofferraum lädt. „Ich habe es im Guide Michelin gelesen.“

„Dann hoffe ich, dass Sie uns heute Abend begleiten.“

Nils lächelt, schließt die Beifahrertür und bleibt mir die Antwort schuldig.

Zwanzig Minuten später erreichen wir den Campus. Die Gebäude sind modern und sehr funktional, aber immerhin gibt es zwischen den schmucklosen Backsteinwänden große Wiesen und Rasenflächen, auf denen die ersten Studenten die Frühlingssonne genießen. Eine Gruppe Männer, alle in Anzügen, erwartet uns bereits neben der Eingangstür. Ich bin heilfroh, heute auf meinen üblichen Jeans-und-Turnschuh-Look verzichtet zu haben. Stattdessen trage ich einen schwarzen Rock und ein taubenblaues Twinset. Es ist mein einziges einigermaßen schickes Outfit, das ich bislang nur bei besonderen Anlässen aus dem Schrank gezogen habe. Vielleicht sollte ich morgen vor der Abfahrt noch einmal über die Zeil bummeln und meine Garderobe aufstocken.

Nachdem ich mindestens zehn Hände geschüttelt, ebenso viele Namen wiederholt und wieder vergessen habe, werde ich in den Hörsaal bugsiert, wo ich erleichtert feststelle, dass tatsächlich viele Studenten und Mitglieder der Fakultät erschienen sind. Ich erkenne Steffen Berg, der vor Kurzem die Astrophysik-Arbeitsgruppe übernommen hat. Ansonsten ist das Publikum bunt gemischt. Abgewetzte Jeans sitzen neben teuren Anzügen, in denen ich vor allem die Mitglieder des Lions Clubs vermute. Aber es gibt auch Männer in Cordhosen mit grauen Haaren oder Vollglatze, die mit langhaarigen Studenten diskutieren. Eine Frau im blauen Kostüm zieht sich in der dritten Reihe die Lippen nach. Ihre Sitznachbarin scheint sich nicht viel aus Make-up zu machen. Sie trägt ein unförmiges Strickkleid und gießt sich Tee aus einer Thermoskanne ein. Es sind offensichtlich nicht nur Physiker gekommen, aber damit habe ich zum Glück gerechnet. Borsing ist Anwalt. Laut Google hat er seine Doktorarbeit in Markenrecht gemacht. Von Physik

wird er zuletzt in der Schule etwas gehört haben, und das dürfte, wenn ich ihn mir anschau, eine Weile her sein. Wahrscheinlich geht es vielen Zuschauern ähnlich. Deswegen habe ich mich entschieden, möglichst wenig auf den Formeln herumzureiten und dafür kleine Anekdoten in meinen Vortrag aufzunehmen. Nun hoffe ich, dass sie beim Publikum ankommen.

Zu meiner eigenen Überraschung vergehen die nächsten 90 Minuten wie im Flug. Ich erzähle, wie Rüdiger während unserer ersten Wochen in Kanada ein Taschentuch in der Beamline, also der Vakuumröhre, durch die der Ionenstrahl geht, vergessen hat und sehe Steffen Bergs breites Grinsen, als ich erwähne, dass es uns geschlagene fünf Tage kostbarer Experimentierzeit gekostet hat herauszufinden, warum kein Ionenstrahl unsere Detektoren erreichte. Alles blieb in Rüdigers Taschentuch mit dem blauen Monogramm hängen. Auch die meisten Menschen im Publikum schmunzeln. Das macht mir Mut. Deswegen fahre ich wie geplant fort und berichte von langen Nachtschichten mit genialen Einfällen um drei Uhr in der Früh, die später gegen neun Uhr nicht mehr ganz so genial erschienen und umständlich zurückgebaut werden mussten. Wir lachen gemeinsam über meine Schusseligkeit, mit der ich den Alarm auslöste, sodass an einem denkwürdigen Vormittag, genau zur Frühstückspause des Direktors, die Feuerwehr anrückte und das gesamte Labor räumen wollte. Damals haben wir natürlich nicht gelacht, zumindest ich nicht.

Doch die Reaktion meines Publikums tut gut. Ich spüre, wie sich etwas in mir löst. Rückblickend ist alles nur noch halb so schlimm. Was bleibt, ist eine schöne Erinnerung. Deutlich

entspannter zeige ich jetzt bunte Bilder von explodierenden Sternen und schummle ein Foto von einem angeschmorten 5.000-\$-Detektor darunter. Immer freimütiger gestehe ich unsere Fehler und Pannen, ohne das Gefühl zu haben, mich oder meine Mentoren bloßzustellen. Die Gesichter, die mir entgegenschauen, sind amüsiert, viele schmunzeln, aber in keinem entdecke ich Hohn. Sie scheinen eher erleichtert darüber zu sein, dass in jedem Nobelpreisträger ein ganz normaler Mensch steckt. Schließlich komme ich zu der ersten erfolgreichen Schicht, mit der sich plötzlich alles änderte und unser Siegeszug begann.

Das Publikum lauscht gebannt, lacht, staunt und zieht mich mit seiner Freude mit. Es stimmt, es war ein großartiges Experiment. Und Rüdiger, George, John und ich hatten eine wundervolle Zeit.

Als ich meinen Vortrag mit Carl Sagans berühmten Worten „We are all made of star stuff“ beende, weiß ich, dass ich den richtigen Ton getroffen habe. Mein Publikum klopft laut und ausdauernd auf die Pulte. Nicht einmal Borsing, der zu mir ans Rednerpult tritt, schafft es auf Anhieb, sich Gehör zu verschaffen. Steffen Berg zwinkert mir zu und reckt seinen Daumen nach oben.

Nur mit halbem Ohr höre ich, dass sich Borsing neben mir für den Vortrag bedankt und das Publikum auffordert, Fragen zu stellen. Umgehend fliegen mindestens 30 Hände in die Höhe. Hoffentlich haben wenigstens einige unter ihnen dieselben Fragen, sonst sitzen wir morgen früh noch hier.

Es kommt tatsächlich schlimmer. Mit jeder Antwort, die ich gebe, heben sich weitere Hände. Ein paar fachlich sehr interessierte junge Leute verweise ich schließlich auf Steffens

Vorlesung. Doch andere Fragen sind eher praktischer Natur: Wie haben wir die Schichten eingeteilt? Jeder hat sich selbst eingetragen. Gab es im Labor Schlafplätze? Ja, Luftmatratzen auf dem Boden! Wie hat sich die Arbeitsgruppe gebildet? Rüdiger Neuhaus und George Kinsley waren Doktorand und Postdoc in derselben Arbeitsgruppe am Caltech in Kalifornien, wo John Dalen gerade ein Sabbatical verbrachte. Seitdem waren sie befreundet. Irgendwann kam ich dazu. Wer ist auf die Idee gekommen, einen radioaktiven Ionenstrahl zu erzeugen? Ich antworte geduldig und nach bestem Wissen und Gewissen, wobei ich feststelle, dass meine Erinnerung Lücken aufweist. Haben wir damals schon im Labor gekocht? Oder haben wir diese Tradition erst später eingeführt? War es Rüdiger oder John, der die Idee mit dem radioaktiven Strahl zuerst aufbrachte? Jedenfalls nicht George, der erst einige Bedenken bezüglich der Sicherheit hatte und mühsam von den beiden anderen überzeugt werden musste.

Die Frau aus der dritten Reihe, die gerade wieder ihre Lippen nachziehen will, lässt blitzschnell den Lippenstift in ihrer Tasche verschwinden und hebt die Hand.

„Vielen Dank, dass Sie uns einen derart persönlichen Einblick in die Welt der Spitzenforschung gewährt haben. Man stellt sich nicht vor, dass auch Sie mit ganz gewöhnlichen Problemen und Pannen zu kämpfen hatten. Ich frage mich jedoch, was letztendlich den entscheidenden Durchbruch eingeleitet hat. Welcher Schritt oder welche Entscheidung, würden Sie sagen, hat am Ende zum Erfolg geführt?“

Das ist eine gute Frage. Ich könnte sie einfach abbugeln mit einer Phrase und darauf verweisen, dass es nicht ein Schritt oder die eine Entscheidung war, sondern viele kleine Beiträge,

die in der Summe zum Erfolg geführt haben. Aber ich ahne, dass sie etwas anderes hören möchte. Wann also kam der entscheidende Durchbruch? Ab welchem Punkt, welcher Veränderung trafen die Ereignisse plötzlich mit voller Wucht in unseren Zählern ein, sodass kein Zweifel mehr bestand, dass wir genau den richtigen Aufbau und genau das richtige Energiefenster getroffen hatten? Was war der kleine, aber entscheidende Unterschied zu den Wochen voller Frust und Verzweiflung, durch die wir uns bis dahin gekämpft hatten?

„Ich glaube, es war die Entscheidung, entgegen den damals akzeptierten theoretischen Modellen und Kalkulationen, die Energie der radioaktiven Ionen nicht weiter zu senken, sondern zu erhöhen.“

„Also habt ihr euch subversiv gegen die von oben indoktrinierte Meinung gestellt?“, fragt ein Student mit leicht verfilzten Haaren und platziert ganz und gar nicht subversiv seine ausgetretenen Schuhe vor sich auf dem Pult.

„Nun, in den Naturwissenschaften geht es weniger um Meinungen als um Theorien“, erkläre ich vorsichtig, was von dem Studenten mit einer abfälligen Handbewegung quittiert wird.

„Jedenfalls müssen sich Theorien im Gegensatz zu Meinungen in der Praxis bewähren oder anderenfalls entsprechend angepasst werden.“

„Und jetzt sag bloß, dass die großen Meinungsmacher an den Schaltstellen der Macht ihre Theorien einfach ändern, weil du etwas anderes gemessen hast.“ Der Typ lehnt sich demonstrativ zurück und verschränkt die Arme.

Ein junger Mann mit gestreiftem Baumwollhemd und akkuratem Kurzhaarschnitt verdreht die Augen. Eine Gruppe

älterer Herren schmunzelt, und ich kann sehen, dass Steffen Berg sich bemüht nicht zu lachen. Auch ich kann mir ein Grinsen kaum verkneifen. Denn ehrlich gesagt, hat der Fragesteller nicht ganz Unrecht. Die Bereitwilligkeit, eine bis dahin allgemein anerkannte Theorie um einen kleinen, aber sehr wichtigen Term zu ergänzen, war damals wirklich nicht überall zu spüren. John und vor allem George mussten sich auf diversen Konferenzen von Lauri Korhonen und seinen Mitstreitern einiges an Kritik gefallen lassen, auch wenn heute natürlich niemand mehr darüber spricht.

„War es Ihr Vater, der die Theoretiker am Ende überzeugen konnte?“, fragt ein bebrillter Student in frisch gebügeltem Hemd, der unsere Verwandtschaftsbeziehung wahrscheinlich gerade mithilfe seines neuen Tablets recherchiert hat.

„Auf jeden Fall hat mein Vater die bestehende Theorie entsprechend erweitert und eine mathematisch fundierte Grundlage dazu entwickelt“, antworte ich, als Borsing zu mir tritt.

Mit der Autorität eines Anwalts verkündet er, dass er sich sehr über das rege Interesse des Publikums freue, aber befürchte, wenn er jetzt nicht schließe, von mir wegen Vertragsbruchs verklagt zu werden. Denn er hätte für meine Verpflegung zu sorgen, und wenn wir nicht bald im Restaurant einträfen, würde unsere Tischreservierung gewiss storniert werden. „Ich glaube, Frau Doktor Glanz hat nun die meisten Fragen beantwortet.“ Er beginnt demonstrativ zu klatschen. Eine junge Frau drückt ihm einen Blumenstrauß in die Hand, den er mir strahlend überreicht. „Vielen Dank für diesen wunderbaren Vortrag und auch für ihre Geduld in der Fragestunde“, fügt er ohne Mikro hinzu und geleitet mich

geschickt durch eine Hintertür hinaus zum wartenden Wagen.

Während Nils meine Blumen auf der Rückbank verstaut und den Wagen vom Campus steuert, stelle ich irritiert fest, dass ich mich gar von Steffen verabschiedet habe.

Kurze Zeit später erreichen wir das Hotel, und mir stockt der Atem. Es ist wirklich ein Schloss, ein riesiges altes Anwesen umgeben von einem Park und einer Golfanlage. Fünf Sterne mindestens. Gut, dass die Kosten für die Unterkunft vom Veranstalter getragen werden.

Nachdem Nils sich persönlich davon überzeugt hat, dass es bei der Reservierung kein Missverständnis gegeben hat und ich schließlich meinen Zimmerschlüssel in der Hand halte, verabschiedet er sich formvollendet mit einer leichten Verbeugung und macht sich auf den Weg zu seinem Auto. Für einen Moment stehe ich unschlüssig in der Eingangshalle. Während ich die geschmackvollen Blumenarrangements bewundere, fällt mir ein, dass mein eigener Strauß immer noch in Nils Wagen liegt. Nun gut. Ich hätte die Blumen ohnehin nicht auf die weitere Reise mitnehmen können. Hoffentlich hat Nils eine bessere Verwendung für sie.

Endlich im Zimmer streife ich die Pumps ab, die ich für diesen Anlass extra aus der hintersten Ecke meines Schanks gekramt habe und springe übermütig auf das gigantische Bett. Meine Füße schmerzen von den engen Schuhen, und ich bin müde. Aber der Tag hat sich gelohnt. Und damit meine ich nicht nur den Vortrag. Mein Hotelzimmer ist umwerfend. Ich habe ein riesiges Himmelbett mit einem geblühten Überwurf, dessen Muster sowohl zum Stoff des Betthimmels als auch zu den Vorhängen passt. Der Teppich ist fast noch flauschiger als

die Handtücher im Bad, und die Badewanne ist der Hammer. Während ich meine E-Mails checke, lasse ich Wasser ein. Bis zum Abendessen ist noch ein wenig Zeit.

Ich habe noch nie einen Raum gesehen, der so schön ist wie der Saal, den dieser Borsing für heute Abend für Mel und seinen Club reserviert hat. Ehrlich!

Aber der Typ ist echt komisch. Ich kann ihn nicht einordnen. Nils hat die ganze Fahrt vom Bahnhof zur Uni mit so viel Respekt von DOKTOR Borsing gesprochen, dass ich schon Angst hatte, wir würden gleich auf eine Art Gott treffen. Wenn man diesen Borsing dann sieht, ist er aber zum Glück doch nur ein ganz normaler Mensch, der etwas zu viel Rasierwasser verwendet und einen kleinen Bauch vor sich her schiebt. Er sieht auch gar nicht streng aus, sondern lächelt ständig, ich meine, permanent, so als käme er direkt aus einer Werbung für Zahnseide. Nur ist er der totale Kontrollfreak. Er hat alles von vorne bis hinten geplant. Eigentlich gruselig, aber egal. So ein Dinner, wie er es nennt, kann er gerne noch einmal für uns organisieren. Außerdem behandelt er Mel wie eine Königin. Und das finde ich dann doch nett an ihm.

Nils ist leider nicht dabei. Deswegen ist es jetzt Borsing, der Mel in Empfang nimmt, ihr den Stuhl zurechtrückt und dafür sorgt, dass ihr Glas gefüllt ist.

Wir sitzen auf alten, aber unglaublich bequemen Stühlen, die an einem langen Tisch stehen. Über uns baumelt ein glitzernder Kronleuchter, auf dem Tisch stehen echte Kerzen. Alle Geräusche sind gedämpft, denn

der ganze Saal ist mit dunkelrotem Teppich ausgelegt. Sogar an der Wand hängt ein Teppich mit einem riesigen Bild. Ich komme mir vor wie eine Prinzessin. Das Essen ist super lecker. Dabei hätte ich nie gedacht, dass ich so etwas wie ‚Entenleber auf Pflaumenjus an einem Gratin von jungen Bataten‘ oder ‚Lachstartar im Teigmäntelchen in einem Nest von frischen Kräutern‘ mag. Wirklich, die Gerichte klingen, als hätte der Koch Literatur studiert. Aber wenn man sie probiert, weiß man, dass er zumindest nebenbei in einer guten Küche gejobbt haben muss. Unser Kontrollfreak hat das Menü schon vorab bestellt, sonst wären wir vor lauter Lesen und Auswählen wahrscheinlich verhungert. Denn auch wenn die Namen der Speisen ziemlich lang sind, sind die Teller eher leer. Zum Glück gibt es viele Gänge, sodass jetzt alle satt und zufrieden in die Runde schauen. Eigentlich gucken die meisten Mel an.

Sie hat ganz rote Wangen. Ich glaube, sie weiß schon gar nicht mehr, wie viel Wein sie getrunken hat, denn Borsing füllt ihr Glas immer wieder auf, sobald es nur halbleer ist. Mir ist schon ganz schwummrig. Bei dem ganzen Sekt zur Begrüßung, Aperitif am Tisch, Weißwein zum Fisch, Rotwein zum Wild und so weiter habe ich die Übersicht verloren. Als endlich der Nachtisch kommt, eine Variation aus weißer und brauner Mousse auf einem Fruchtspiegel von Beeren der Saison, da bin ich froh, dass Mel endlich einen Kaffee bestellt, also einen ganz normalen Kaffee meine ich, ohne Schnickschnack, nur mit Milch.

Das Gespräch dreht sich schon den ganzen Abend um

Astrophysik. Borsing will alles wissen, wie Sterne Energie produzieren, wie die Elemente bis zum Eisen entstanden sind und auch die darüber. Kaum hört er mit dem Fragen auf, um vielleicht einen Löffel Schaumsüppchen von irgendwas zu essen, fällt jemand anderem garantiert eine neue Frage ein.

Mel ist glücklich. Ich glaube, sie freut sich über das Interesse an ihrem Fach. Mit leuchtenden Wangen erzählt sie vom CNO-Zyklus und der pp-Kette, mit deren Hilfe Sterne wie unsere Sonne Energie gewinnen. Sie zeigt mit den Händen, wie ein Roter Riese am Ende seines Sternenlebens pulsiert und schließlich explodiert. Ich glaube, die anderen Gäste, also die Mitglieder des Lions Clubs, sind alle total begeistert. Auch ihre Augen leuchten. Aber vielleicht liegt das nur an dem schönen Kerzenlicht, das sich in ihren Pupillen spiegelt, oder am Wein, von dem alle ganz schön viel getrunken haben.

„Und das alles haben Sie herausgefunden?“, fragt die Dame mit dem blauen Kostüm, die eben schon im Hörsaal dabei war.

„Oh nein, natürlich nicht. Nicht ich allein. Die Nukleosynthese, so nennt man diese Form der Energie- und Elementproduktion in der Fachsprache, ist schon seit den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts in der Theorie bekannt. Das heißt, Eddington hatte die Idee, dass Kernfusion, genau genommen die Fusion von Wasserstoff zu Helium, ein Energielieferant im Inneren eines Sterns sein könnte. Aber erst 1957 veröffentlichte Willy Fowler mit ein paar Kollegen erste quantitative und damit im Prinzip überprüfbare Berechnungen. 1983

bekam er dafür den Nobelpreis. Das Problem ist, dass wir die stabilen Brennphasen der Sterne ganz gut beschreiben können, doch in explodierenden Systemen sehr kurzlebige Isotope den Hauptanteil an den Reaktionsraten tragen. Das ließ sich bislang unter Laborbedingungen nur bedingt nachmessen.“

Die Frau lächelt Mel an. „Ich fürchte, jetzt haben Sie mich verloren“, sagt sie und winkt ab, als Mel sich dafür entschuldigen will. „Oh nein, das ist nicht schlimm. Ich habe heute so viel Neues gelernt. Vielen Dank dafür. Es war ein ganz wundervoller Abend.“

„Das stimmt“, pflichtet Borsing ihr bei.

Auch die anderen am Tisch murmeln ihre Zustimmung. Nur ein Mann mit Hornbrille, der schon den ganzen Abend immer wieder so komisch zu Mel herüber geschaut hat, beugt sich vor.

„Aber sagen Sie mal ehrlich, Frau Dr. Glanz. Ist es nicht ungewöhnlich, dass zwei der drei Nobelpreisträger innerhalb weniger Wochen sterben?“

Mel, die sich gerade einen Löffel Dessert in den Mund schiebt, starrt ihn an und sackt dann in sich zusammen wie die Mousse.

„Was willst du denn damit sagen, Karl-Peter?“, fragt ein älterer Herr mit weißem Schnauzer und tiefer Stimme.

„Ich verstehe auch nicht, was Sie meinen“, flüstert Mel.

„Nun es ist auffällig. Da fragt man sich, ob es, sagen wir mal, mit rechten Dingen zugegangen ist.“

„Nun ist aber gut, Karl-Peter“, brummt der

Schnauzbart. „Du willst doch wohl nicht sagen, dass die beiden ermordet wurden, oder?“

„Nein“, ruft Mel mit aufgerissenen Augen.

Und ich weiß, dass sie über diesen Gedanken wirklich entsetzt ist. Mel ist so. Sie ist viel zu nett für diese Welt. Sie glaubt immer nur an das Gute in jedem. Sie ist vielleicht ein bisschen naiv. Und der ganze Wein heute Abend hilft auch nicht gerade.

Aber ich bin jetzt wirklich wütend. Nicht auf Mel natürlich, sondern auf diesen Karl-Peter. Was fällt ihm ein? Am liebsten würde ich ihm in seinen Fruchtspiegel spucken. Zum Glück muss ich das nicht, denn nun schaltet sich Borsing ein.

„Ich bin mir sicher, dass die Polizei das bereits untersucht hat“, sagt er ganz ruhig. Sein Mund lächelt, aber seine Augen gucken Karl-Peter streng an.

„Um ehrlich zu sein, wurde gar nichts untersucht“, unterbricht ihn Mel. Dabei wünschte ich, sie würde jetzt einfach mal nichts sagen. Stattdessen fährt sie fort: „Warum auch? Rüdiger starb an einem akuten Leberversagen. Und woran George gestorben ist“, Mel zögert und runzelt verunsichert die Stirn. „Offen gestanden, weiß ich es gar nicht. Ich nehme an, es hatte eine ganz natürliche Ursache. Sie waren zwar beide noch nicht sehr alt. Aber ...“

„Genau. Es gibt solche Zufälle“, springt die Frau im blauen Kostüm Mel zu Hilfe. „Meine Schwiegereltern sind beide innerhalb von nur einem Monat gestorben. Willst du mich jetzt auch des Mordes verdächtigen?“ Sie lacht laut und zwinkert Karl-Peter zu, als hätte sie einen

Spaß gemacht.

„Nein, nein, natürlich nicht“, winkt er ab.

Ich kann sehen, dass er am liebsten mit dem Teppich an der Wand verschmelzen würde. Von mir aus dürfte er das gerne tun oder sich in Luft auflösen. Das ist mir egal. Hauptsache, er lässt Mel in Ruhe.

Ich glaube, Borsing hat jetzt ebenfalls die Nase voll. Er schaut Mel an. „Ich denke, es war für uns alle ein langer und überaus faszinierender Tag. Ich habe mich sehr gefreut, dass Sie stellvertretend für Ihren verstorbenen Chef unserer Einladung nachgekommen sind. Kann ich Ihnen zum Abschluss noch etwas anbieten? Die Auswahl an Digestifs ist außerordentlich. Es gibt hier einen 30 Jahre alten Tawny Port, den ich nur empfehlen kann, vorausgesetzt natürlich Sie mögen Portwein.“

Mel lächelt scheu. „Das klingt wirklich wunderbar. Aber ich glaube, für heute Abend habe ich genug getrunken.“

Die anderen Mitglieder des Clubs schließen sich ihr an, sodass sich Borsing erhebt und das Essen ganz offiziell beendet.

Auf dem Weg zum Ausgang drängt sich dieser Karl-Peter noch einmal an Mel heran. „Ich hoffe, Sie haben mich eben nicht missverstanden“, nuschelt er. „Ich wollte Sie natürlich nicht verdächtigen. Sie ganz gewiss nicht.“ Dabei betont er das Sie so, dass ich mich frage, wen er denn lieber verdächtigen würde. „Ich habe nur gemeint ...“

Mel schaut ihn fragend an.

„Ach, nichts.“ Er streckt Mel seine Hand hin. „Es war auch für mich ein sehr unterhaltsamer und interessanter Abend. Vielen Dank, dass Sie gekommen sind.“

„Vielen Dank für die Einladung“, erwidert Mel sofort und nimmt die Hand an, als wäre damit alles vergessen. Sie ist eben zu nett.

Ich koche noch ein Weilchen vor mich hin. Karl-Peter soll sich schön vorsehen. Aber der geht mit den anderen nun hinaus zu den Autos.

Damit ist der Tag endlich vorbei. Nachdem Mel sich verabschiedet hat, nehmen wir den Fahrstuhl hoch zu unserem Zimmer und lassen uns wie echte Prinzessinnen auf das riesige Himmelbett fallen.

Sonntag, 29. März

Es ist Sonntagnachmittag. Sonnenstrahlen bahnen sich einen Weg durch die grünen Baumkronen, als ich aus der U-Bahn steige und die letzten Meter zu meiner Wohnung am Stadtpark laufe. Trotz aller Erfolge bin ich froh, endlich wieder zu Hause zu sein.

Erschöpft lasse ich den Koffer im Flur stehen, werfe die Briefe auf die Kommode, meine Schuhe in die Ecke und gehe auf direktem Weg in die Küche, um heißes Wasser für einen Kaffee aufzusetzen.

Ich habe insgesamt acht Vorträge in sechs Tagen gehalten. Ich habe Universitäten im ganzen Land besucht, von Gießen über München bis Berlin. Ich war im Radio, in einem Wissenschaftszentrum und sogar in einem Planetarium. So königlich wie in Frankfurt bin ich zwar nicht mehr empfangen worden, aber auch die übrigen Hotels waren nicht schlecht. Manchmal gab es ein gemeinsames Abendessen, dann wieder nur Wein und Käse. Ich habe vorgetragen, berichtet und erzählt, war ständig von neuen, freundlichen, aber fremden Menschen umgeben. Die einen waren leidenschaftlich, die anderen neugierig interessiert. Alle stellten Fragen über Fragen und wünschten mir am Ende das Beste. Doch jetzt merke ich, dass auch Wohlwollen ermüden kann. Ich bin froh, heute Abend in meinem eigenen Bett zu schlafen und für den Rest des Tages mit niemandem mehr zu sprechen.

Das Wasser kocht. Mit dem Messlöffel fülle ich eine Portion Pulver in die Kanne und gieße den Kaffee auf. Er riecht wunderbar. Auch das habe ich zwischen all den Cappuccinos,

Macchiatos und Milchkaffees vermisst: meinen eigenen, ganz banal aufgebrühten Kaffee ohne Schnickschnack. Nachdem der braune Satz auf den Kannenboden gesunken ist, drücke ich langsam das Sieb hinunter und gieße mir eine große Tasse ein. Weil er noch viel zu heiß zum Trinken ist, nehme ich die Tasse mit auf den Balkon und lasse mich auf einen der Klappstühle fallen. Für einen Moment schließe ich die Augen, genieße den Kaffeeduft in meiner Nase und die Sonnenstrahlen auf meiner Haut.

Es ist eigenartig. Obwohl ich jeden Vortrag vor einem anderen Publikum gehalten habe, wurden am Ende jedes Mal mehr oder weniger dieselben Fragen gestellt. Es gab die Zuhörer mit Fachwissen, Kollegen aus verwandten Bereichen, die detaillierte Fragen zum Experiment stellten. Sie erkundigten sich nach dem Energiefenster oder dem Einfluss des radioaktiven Zerfalls auf die Fehleranalyse. Ihre Fragen zu beantworten, fiel mir leicht. Doch weil die meisten Vorträge öffentlich waren, mischten sich zwischen die Fachleute auch die naturwissenschaftlich bewandten Laien. Sie fragten nach den großen Zusammenhängen, vermischten wahllos Fachbegriffe wie Stringtheorie, Quantengravitation und Supersymmetrie und meinten, ich wüsste, wovon sie redeten. Meist waren es ältere Herren. Ihre Lesebrille saß entweder auf der Nase oder steckte irgendwo in ihrem ergrauten Haar, unter ihrem Arm klemmte die Ausgabe eines populärwissenschaftlichen Magazins. Erst habe ich mich bemüht, den Sinn hinter ihren Fragen zu entschlüsseln. Doch irgendwann habe ich festgestellt, dass die Mühe völlig vergeblich war und zum Glück auch nicht erwartet wurde. Im Grunde wollten sie bloß ihr sorgfältig angelesenes Halbwissen

zur Schau stellen und begnügten sich mit einem nachdenklichen Nicken meinerseits anstelle einer fundierten Antwort.

Doch dann gab es auch immer mindestens einen Karl-Peter, der zwar keine Frage stellte, aber trotzdem auf eine Antwort lauerte. Wie zufällig machte er eine Bemerkung zu Rüdigers und Georges Tod, als wäre der Verlust meiner Mentoren eine schicksalhafte Fügung, die auf jeden Fall kommentiert werden musste, wobei am Ende beharrlich die eine unausgesprochene Frage in der Luft hing: Was, wenn es doch kein Zufall war? Bis zum Schluss meiner Reise ist mir keine passende Erwiderung eingefallen. Wie soll ich auch auf eine Frage antworten, die eigentlich gar nicht gestellt wird?

Während ich meinen Kaffee schlürfe, habe ich das Gefühl, die Antwort könnte in Georges Todesursache liegen. Wahrscheinlich gibt es eine völlig harmlose Erklärung, eine, die alle Anschuldigungen, vor allem auch die nicht ausgesprochenen, entkräftet und jeden Karl-Peter entwaffnet. Ich sollte Phil schreiben und ihn fragen. Aber nicht mehr heute. Heute habe ich frei.

Ich stelle die leere Tasse unter meinen Stuhl und schließe die Augen. Jetzt möchte ich nur die Stille genießen, mich von der Sonne wärmen lassen und spüren, wie ihre Strahlen meine Arme streicheln. Mit einem wohligen Seufzen lehne ich mich zurück und lausche dem Rauschen der Blätter, das wie Musik aus den alten Bäumen zu mir herüberweht.

Ich mag es, wenn Mel sich entspannt. Ich kraule ihren Arm und summe leise vor mich hin. So könnte ich ewig hier sitzen. Es gibt nur Mel und mich. Leider klingelt in

diesem Moment das Telefon, und sie schreckt hoch, als würde sie aus einem schlechten Traum erwachen.

„Wie war deine Reise?“, höre ich seine Stimme durch den Hörer schallen, und mir wird kalt, obwohl die Sonne scheint. „Oh, hallo Papa!“, murmelt Mel.

Ich glaube nicht, dass sie sich freut, ihn zu sprechen und frage mich, warum sie überhaupt ans Telefon gegangen ist. Sie hätte es einfach schellen lassen können. Es hätte schon wieder aufgehört.

„Was machst du heute Abend?“

„Ich weiß nicht. Wahrscheinlich gar nichts. Vielleicht bestelle ich eine Pizza und schaue mir einen Film an.“

„Was hältst du davon, wenn ich dich zum Essen einlade? Dann kannst du mir Bericht erstatten.“

Mel seufzt, und ich hoffe, dass sie den Mut hat, einfach nein zu sagen. Das ist doch gar nicht schwer. Warum kann sie es nicht? Ich sehe, dass sie unglücklich die Augen zusammenkneift und die Nase krauszieht, als müsse sie sich entscheiden. ER oder sie. Dabei geht es nur um den einen Abend allein, ein paar Stunden für uns. Aber ich weiß, dass Mel ein schlechtes Gewissen hat, wenn sie an sich denkt. Als könnte sie für den Rest ihres Lebens immer nur seine Wünsche erfüllen und immer nur das tun, was ER will.

Mels Schultern hängen hinab. Sie windet sich mit ihrem ganzen Körper. Ich streichle sie weiter und versuche, ihr Mut zu machen.

Tatsächlich holt sie tief Luft und sagt: „Das ist lieb, aber die Reise war ...“

Leider hat sie keine Chance. Natürlich nicht. Ich hätte

es wissen können. ER hört nur, was ER hören möchte.

„Gut, wenn du Pizza möchtest, reserviere ich einen Tisch in der Osteria. Dann sind wir heute Abend beide nicht allein.“

Mel beißt sich auf die Lippe und versucht tatsächlich, ihn umzustimmen. „Können wir das Essen nicht auf morgen verschieben?“, fragt sie.

Ich bin richtig stolz auf sie.

ER ignoriert es natürlich. „Ich bin um 19 Uhr da. Komm runter, ich warte im Auto. Dann brauche ich keinen Parkplatz zu suchen.“

Bevor Mel noch etwas sagen kann, hat ER aufgelegt.

Damit ist unser gemütlicher Nachmittag vorbei. Obwohl bis sieben Uhr noch Zeit ist, steht Mel auf und beginnt aufzuräumen. Sie bringt die Tasse in die Küche zurück und zerrt den Koffer aus dem Flur ins Schlafzimmer, um die Wäsche zu sortieren. Ein paar Minuten später läuft die Waschmaschine. Mel sitzt am Esstisch und sieht die Post durch.

„Es freut mich zu hören, dass deine Reise erfolgreich war.“

Die Osteria ist für einen Sonntagabend gut gefüllt. An den Tischen sitzen Paare jeden Alters, und hinten in der Ecke feiert eine Familie Omas 75. Geburtstag.

Die Hände meines Vaters sind über der Speisekarte verschränkt. Er hat noch nicht einmal hineingeschaut. Ohne Umschweife kommt er direkt zum Punkt. „Das wird sich herumsprechen. Darauf kannst du bei der nächsten Vortragsrunde aufbauen.“

„Oh, nein. Eine dieser Ochsentouren reicht mir“, murmle

ich, während ich die Vorspeisen überfliege. Bruschetti – das klingt gut, nach Tomaten, frischen Kräutern und vor allem nach Sommer. „Ich denke, ich habe meinen Anteil an Vorträgen erfüllt.“

„Da liegst du ...“

Zum Glück tritt in diesem Moment der Kellner an unseren Tisch. „Was möchten Sie trinken?“

„Eine Flasche von Ihrem Sangiovese“, bestellt mein Vater und wendet sich wieder an mich: „Du hast gerade erst angefangen.“

„Gran Sasso Sangiovese“, bestätigt der Ober und kritzelt etwas auf seinen Block. „Grazie.“

„Das passt zum Thema.“ Mein Vater wirft mir einen bedeutungsvollen Blick durch die Brillengläser zu. „Ich habe gehört, dass Enrico Roggero eine fachübergreifende Konferenz in L’Aquila am Gran Sasso organisiert.“

Ich nicke abwesend, und drehe mich auf der Suche nach dem Kellner auf meinem Stuhl um. „Ich hätte gerne ein Wasser“, rufe ich ihm hinterher und hoffe, dass er mich gehört hat, denn er ist bereits auf dem Weg zum nächsten Tisch.

„Soweit ich weiß, will er dich zu einem Vortrag einladen, wahrscheinlich ein Overview Talk.“

„Ich weiß. Seine Einladung liegt auf meinem Küchentisch, zusammen mit mindestens 20 anderen. Doreen hat sie alle an meine Privatadresse weitergeleitet.“

„Wieso das?“

„Frag nicht. Vermutlich wollte sie ihren Schreibtisch aufräumen. Jedenfalls hat sie alle Briefe, die an Rüdiger oder mich adressiert waren, in einen großen braunen Umschlag gesteckt und mir geschickt, einschließlich der

Werbeprospekte.“

„Wusste sie nicht, dass du auf Vortragsreise bist?“

„Doch, natürlich.“

Ich seufze, denn ich habe mich längst damit abgefunden, dass Doreen ihre Aufgaben als Sekretärin sehr individuell auslegt. Rüdiger hatte vor ein paar Jahren einmal überlegt, sie zu entlassen, aber feststellen müssen, dass es quasi unmöglich ist, eine Angestellte des Öffentlichen Diensts loszuwerden, will man nicht gleich die ganze Stelle verlieren oder auf unbestimmte Zeit an einen anderen Lehrstuhl abtreten.

„Du musst dein Personal im Griff haben“, stellt mein Vater mit einem strengen Blick fest, als sei es meine Schuld, dass die faulste Sekretärin der Welt ausgerechnet eines unserer Büros besetzt hält.

„Personal? Doreen? Diese Bezeichnung verdient sie nicht“, entgegne ich trocken. Bevor ich mich bremsen kann, rutscht mir heraus: „Stell dir vor, die E-Mails hat sie mir auch alle nachgeschickt. Aber nicht etwa digital, sondern per Schneckenpost, ausgedruckt und in einem extra Briefumschlag.“

Mein Vater schüttelt missbilligend den Kopf, während der Kellner zwei Weingläser auf unseren Tisch stellt. Mit geübtem Griff entkorkt er die Flasche und schenkt ein.

„Gran Sasso Sangiovese, prego.“

„Entschuldigung, ich hatte ein Wasser bestellt“, werfe ich ein, werde jedoch nur mit einer hochgezogenen Augenbraue bedacht.

„Haben Sie gewählt?“, erkundigt sich unsere Servicekraft stattdessen.

„Eh, nein“, antworte ich verwirrt, während mein Vater

seinerseits den Kellner übersieht, bis dieser freiwillig den Rückzug antritt.

„Mel, du hast den Lehrstuhl kommissarisch übernommen. Damit obliegt dir die gesamte Verantwortung, auch für das Personal.“

Ich höre nur mit halbem Ohr zu, während ich die Auswahl an Pizzas überfliege. Das Thema ist mir unangenehm. Kommissarische Leitung, das klingt viel zu groß. Und was heißt es schon? Ich versuche nur, meinen Job zu machen.

„Morgen rufst du Doreen in dein Büro und erklärst ihr klar und deutlich, dass sich gewisse Dinge ab sofort ändern.“

„Hast du schon mal die Pescatore probiert?“

„Mel!“

Ich merke, dass ich auf meinem Stuhl hin und her rutsche wie ein Schulmädchen. Im Grunde weiß ich, dass er recht hat. Personalverantwortung liegt mir gar nicht. Außerdem vermute ich stark, dass ein Gespräch mit Doreen keinerlei Aussicht auf Erfolg hat. Wenn Rüdiger das nicht geschafft hat, werde ich erst recht nichts ausrichten können. Der einzige Effekt wird eine längere Krankschreibung sein, was bedeutet, dass ich auch die wenigen Aufgaben übernehmen muss, die Doreen freiwillig erledigt, wie Kaffeepulver einkaufen oder das Büromaterial verwalten.

„Acqua minerale, prego.“ Die Stimme des Kellners reißt mich aus meinen Gedanken. Er stellt schwungvoll eine Flasche Wasser auf den Tisch. Das Eingießen vergisst er.

Ich hebe vorsichtig den Blick. Aber mein Vater studiert endlich die Hauptspeisen und sagt für einen Moment nichts. Ich gieße mir also Wasser ein und beobachte das ältere Pärchen am Nachbartisch. Sie sind beide weit über 60, aber

offenbar frisch verliebt. Er streichelt ihre Hand, während sie gemeinsam überlegen, ob sie für den geplanten Kurztrip nach Brügge wohl ein Doppelzimmer buchen können, aus Kostengründen, versteht sich. Bei ihrem Anblick wird mir ganz warm ums Herz.

Leider brennt mein Vater darauf, sein Verhör fortzusetzen. Als der Kellner wieder an unserem Tisch erscheint, hat er bereits meine Besuche in Frankfurt und Gießen abgehakt und ist in München angekommen.

„Gustav meint, dass du dich auf die freie Stelle bewerben sollst.“

„Ich dachte, er will Tobi Neuer.“

„Mel! Natürlich hätte Gustav lieber seinen eigenen Mann. Aber er ist kein Dummkopf. Er weiß genau, dass die Frauenbeauftragte darauf spekuliert, ihm eine ihrer Kandidatinnen vor die Nase zu setzen. Daher bringt er lieber seine eigene weibliche Kandidatin ins Rennen.“

Ich schaue demonstrativ auf die Speisekarte, die immer noch aufgeschlagen vor mir liegt.

„Haben Sie gewählt?“, säuselt der Kellner, während er geschäftig Block und Kuli zückt.

„Bruschetta und eine Pizza mit Parmaschinken und Rucola“, entscheide ich.

„Saltimbocca alla romana.“ Mein Vater wirft dem Kellner einen Blick zu, der ihn abschwirren lässt, noch bevor er unsere Bestellungen auf seinen Block gekritzelt hat.

„Was war das eigentlich für eine Aktion im Radio? Einige Kollegen haben diesen Beitrag im Deutschlandfunk gehört und ihre Studenten in der Vorlesung auf den Podcast aufmerksam gemacht.“

„Oh, nein.“

Die Vorstellung, dass jetzt alle wieder und wieder hören können, was ich im Radiointerview live und spontan von mir gegeben habe, gefällt mir nicht.

„Keine Sorge. Du hast dich gut geschlagen. Auch wenn du dir den Witz über Otto Hahns Frau hättest sparen können.“

Ich merke, dass ich rot werde. Das Interview wurde abends live aus dem Studio gesendet. Der ganze Tag war schon voll gewesen mit einer öffentlichen Vorlesung an der Berliner TU und anschließendem Meet and Greet. Ich hatte die Einladung des Senders nur angenommen, weil das Studio nicht weit entfernt lag, und ich dachte, dass es eh niemand hören würde. Doch dann verlief der Abend überraschend angenehm. Die Redakteurin war sehr sympathisch, sodass sich das Interview zu einem netten Gespräch über die Naturwissenschaften im Allgemeinen, Frauen in der Forschung und unser aktuelles Experiment entwickelte. So kam es, dass ich am Ende in einem Anfall ungewohnter Redseligkeit einen Witz zum Besten gab, den ich am Tag zuvor aufgeschnappt hatte. Eigentlich war er harmlos: Wie spaltete Otto Hahn den ersten Atomkern? Antwort: Er gab ihn seiner Frau und bat sie, ihn nicht kaputt zu machen. Die Redakteurin und ich mussten darüber ziemlich lachen. Nachher habe ich erfahren, dass innerhalb der nächsten Stunde bereits fünf E-Mails und drei Anrufe beim Sender eingingen, die sich alle mit der offen zur Schau gestellten Frauenfeindlichkeit auseinandersetzten, wenn auch in unterschiedlicher Schärfe.

Mein Vater mustert mich über seine Brillengläser hinweg. „Ich hätte mir etwas mehr Ernsthaftigkeit erhofft“, stellt er fest. Doch als ich einigermaßen zerknirscht meinen Blick

senke, fügt er versöhnlich hinzu: „Den Studenten hat es natürlich gefallen.“

„Keine Sorge, Papa. Es kommt nicht wieder vor. Das war mein erstes und letztes Radiointerview.“

„Wie kommst du darauf?“

„Weil ich mich jetzt endlich meiner Forschung widme. Doreen kann alle weiteren Anfragen ablehnen.“ Vorausgesetzt, dass das nicht unter ihrer Würde ist, denke ich im Stillen, spreche es aber lieber nicht laut aus. Zur Not werde ich die Absagen selbst übernehmen. Allein die Vorstellung, den Punkt Vortragsreise auf meiner To-do-Liste zu streichen, nimmt mir einen Stein von der Seele. Eine Reise habe ich erfolgreich hinter mich gebracht. Das reicht. Ich habe meine Pflicht erfüllt, mein Soll getan, alles Weitere wäre Kür.

Ich nehme mir eines der frischen Bruschetta, die gerade vor mir abgeladen werden, und beiße in das warme, knusprige Brot mit dem kühlen Belag. Es schmeckt wunderbar. Ein Tropfen Olivenöl rinnt an meinem Kinn hinab, und ich suche nach einer Serviette, um ihn unauffällig zu entfernen.

Mein Vater beobachtet mich. „Du solltest diese Entscheidung noch einmal überdenken. Du musst ja nicht sofort wieder losfahren. Aber in der vorlesungsfreien Zeit nach dem Sommersemester könntest du eine zweite Reise planen. Bis dahin hast du in der Tat anderes zu tun. Das wird man verstehen.“

„Wie meinst du das?“, frage ich verunsichert.

Statt zu antworten, nimmt mein Vater seine Brille ab und putzt sie umständlich. Es dauert eine Weile, bis er fertig ist. „Otto Mannström musste seinen Kopf durchsetzen“, erklärt er schließlich.

Da es offensichtlich ist, dass er auf eine Reaktion wartet, frage ich brav: „Und das bedeutet?“

„Wir mussten alles ändern.“ Er schaut mir direkt in die Augen. „Aber für dich ist es gut. Du wirst die Einführung in die Experimentalphysik von Otto übernehmen.“

„Was?“, frage ich entsetzt. Meine Stimme klingt belegt und das liegt nicht am Bruschetta. Die Einführung in die Experimentalphysik ist eine Vorlesung, die jede Woche mit mindestens fünf Stunden stattfindet, plus Übungen! „Wie soll ich das schaffen?“

„Ich habe mich in deiner Abwesenheit für dich eingesetzt.“

„Wenn das deine Art ist, dich für mich einzusetzen, dann vielen Dank!“ Ich merke, dass ich viel zu laut spreche. Das Paar am Nebentisch dreht sich irritiert zu uns um. Aber es ist mir egal. „Bist du wahnsinnig?“

„Nein, nur besorgt.“ Mein Vater lächelt mich an.

Seine Überlegenheit treibt mir die Tränen in die Augen. Ich bin so wütend, dass mir alle Worte fehlen. Deswegen starre ich ihn nur an. Doch er lächelt, völlig unbeirrt.

„Die Vorlesung wird sich sehr gut in deinem Lebenslauf machen, wenn du dich auf die W3-Professur in München bewirbst. Und auch hier in Bochum wird dein Einsatz nicht unbemerkt bleiben.“

„Wofür du natürlich sorgen wirst!“, stoße ich hervor und lege das letzte Bruschetta wieder zurück auf den Teller. Mir ist der Appetit vergangen. Dafür habe ich umso größeren Durst.

„Natürlich unterstütze ich dich“, fügt er hinzu. „Bochum ist längst nicht mehr die Universität der Arbeiterkinder. Wir haben einen guten Ruf. Nicht zu vergleichen mit CalTech oder dem MIT natürlich. Aber anständig.“ Mein Vater verzieht

seinen Mund zu einem leicht zynischen Lächeln, wie immer wenn er die Ruhr-Uni mit den großen amerikanischen Universitäten vergleicht.

Obwohl ich mir fest vorgenommen habe, nach der Reise mit dem Alkohol kürzerzutreten, stürze ich das Glas Wein in einem Zug hinunter. Der Alkohol erfüllt seine Bestimmung. Er steigt von der Speiseröhre direkt in meinen Kopf, wo er umgehend seine Wirkung entfaltet.

„Wie konntest du nur?“, rufe ich und fühle, wie der Zorn meine Wangen erhitzt.

„Mel!“ Mein Vater greift nach meiner Hand.

Am liebsten würde ich sie wegziehen. Doch er ist stärker, viel stärker. Ich hasse ihn. Aber ich kann nicht verhindern, was seine Berührung in mir auslöst. Mein Widerstand schmilzt dahin. Obwohl ich es nicht möchte, obwohl sich etwas in meinem Inneren mit aller Kraft dagegen sträubt, übertönt die Stimme meines Gewissens jeden Widerstand in mir. Laut durchdringen mich die alten Gedanken: Mein Vater meint es nur gut mit mir. Ich bin alles, was er hat. Ich darf ihn nicht enttäuschen.

Und mein Zorn weicht dem schlechten Gewissen. Wieso bin ich eine derart undankbare Tochter? Das hat er nicht verdient. Nicht auch noch von mir. Ich sollte tun, was er von mir erwartet. Es ist nur zu meinem Besten.

„Du hättest damals den Ruf zum CalTech annehmen sollen“, flüstere ich.

Ich spüre die Hand meines Vaters auf meiner geballten Faust. Ich spüre seine Zärtlichkeit und seine Unnachgiebigkeit.

„Deine Mutter hätte die fremde Umgebung nicht vertragen. Das weißt du.“

Damals ahnte ich es nicht. Ich war noch ein Kind. Heute weiß ich, dass die Berufung an die renommierte kalifornische Universität seine große Chance gewesen wäre. Vielleicht hat er abgesagt in der Hoffnung, dass sich noch eine zweite Chance finden würde, irgendwann. Doch die gab es nicht mehr.

Mein Vater schaut mich an. „Jetzt geht es um dich. Es ist deine Karriere, dein Labor und deine Arbeit, die auf dem Spiel steht, Kleines. Es geht mir nur um das, was dir wichtig ist.“

Ich merke, wie sich langsam, ganz langsam meine Hand in der meines Vaters entkrampft und endlich die ihr entgegengebrachte Zärtlichkeit annimmt. Er war immer da, wie der sprichwörtliche Fels in der Brandung. Ich konnte mich immer auf ihn verlassen, ihm vertrauen. Als meine Mutter tot war, hat mein Vater uns allein großgezogen. Er war es, der mich darin bestärkt hat, Physikerin zu werden und seinen großen Fußstapfen zu folgen. Ohne seinen Zuspruch wäre ich verloren gewesen. Er wusste immer, was gut für mich war. Seinem Urteil konnte ich vertrauen – und das kann ich heute noch. Er würde mich nie enttäuschen.

Oder doch? Der Zweifel ist plötzlich da, hat sich in meine Gedanken geschlichen, bevor ich ihn aufhalten und den mentalen Verrat verhindern konnte. Wo kommt er her?

„Ist etwas, Mel?“

Ich schüttele den Kopf. Nein, dieser Zweifel ist völlig absurd. Mein Vater ist ein guter Mensch. Mit aller Kraft dränge ich ihn zurück. Ich will ihn nicht hören. Er ist unangebracht, ungerecht. Undankbar und kindisch.

Zuversicht, das ist das Gefühl, das ich jetzt brauche. Ich will es schaffen. Ich kann und ich werde mein Labor retten. Alles ist möglich, solange mein Vater zu mir steht. Eine Vorlesung mehr

werde ich auch noch packen.

„Danke, dass du für mich da bist“, sage ich, so fest ich kann. Mein Vater winkt ab. „Die Vorlesung hört sich schlimmer an, als sie ist.“

„Wie soll ich das schaffen?“

Er lächelt. „Genauso wie alle anderen vor dir es auch geschafft haben. Es ist seit Jahrzehnten dasselbe. Die Themen für die einzelnen Stunden liegen fest. Du musst den Stoff nur vortragen.“

„Und die ganzen Experimente?“

„Um die kümmert sich Herr Homann. Du bist die Showmasterin. Du schreibst die Formeln aus dem Skript an die Tafel, stellst dich für den einen oder anderen Versuch zur Verfügung und überlässt ihm den Rest. Es ist eine Show. Mehr nicht.“

„Und was, wenn ...? Wenn wegen mir und meiner miserablen Vorlesung die Studenten scharenweise die Uni verlassen?“

Mein Vater schüttelt den Kopf. Doch er lächelt. „Mel, wenn jemand die Studenten fesseln, motivieren und zum Lernen bewegen kann, dann du!“ Weil ich nicht darauf anspringe, fährt er fort: „Wenn du ein bisschen von deiner eigenen Begeisterung vermittelst, von deiner Faszination für die Physik, werden sie dich lieben.“

„Ehrlich?“

Der eben noch aufbrausend wirkende Wein verteilt sich langsam in meinen Adern. Er durchströmt meinen Körper und hinterlässt ein wundervoll beruhigendes Gefühl. Die Erinnerung an die Vorträge der letzten Woche schleicht sich in mein Gedächtnis. An den Applaus und das gebannte Interesse

des Publikums. Wie zur Bestätigung nickt mein Vater. Vielleicht hat er ja recht. Vielleicht ist alles gar nicht so schlimm. Andere schaffen es auch.

Unauffällig tupfe ich mir die Augen mit einem Taschentuch ab, während der Kellner das angebissene Bruschetta abräumt und unsere Hauptspeisen aufträgt.

„Was hältst du davon, wenn du dir Unterstützung ins Team holst?“ Mein Vater breitet eine Serviette über seinem Schoß aus.

„Wie meinst du das?“, frage ich, während ich nach dem ersten Stück Pizza greife.

„Nun, John Dalen ist pensioniert. Im Grunde gibt es nichts, was ihn in den USA hält. Vielleicht würde er sich freuen, dir bei deinen aktuellen Versuchen unter die Arme zu greifen. Nicht, dass du das nötig hättest.“

Für einen Moment beobachte ich meinen Vater, der gelassen unsere Weingläser nachfüllt.

„Meinst du, er würde das tun?“ Allein die Vorstellung, John in meiner Nähe zu haben, hebt meine Stimmung. Er wäre mir im Labor eine große Hilfe. Aber viel mehr noch sehne ich mich nach seinem moralischen Beistand, nach seiner Ruhe. Vielleicht könnte ich auch Phil bitten zu kommen.

„Wieso nicht?“ Mein Vater lächelt und hebt sein Glas. „Auf dich, meine Kleine, und deine goldene Zukunft. Du weißt ja, sie liegt im Inneren der Sterne.“

Ich hebe ebenfalls mein Glas und merke, dass ich lächle. „Und das Innere der Sterne kenne ich besser als die meisten anderen, oder?“

Mein Vater lacht laut auf. „Das ist mein Mädchen!“

Montag, 30. März

Nach dem Essen war der Abend gestern natürlich gelaufen. Zu Hause war Mel still, nicht traurig, aber so als würde sie über etwas nachgrübeln. Da habe ich wieder gedacht, wie schön es jetzt wäre, wenn sie mir davon erzählen könnte. Wir könnten über alles reden. Vielleicht könnte ich ihr helfen. Ganz bestimmt sogar.

Das Gefühl, dass ich unbedingt noch einmal versuchen muss, mit ihr zu sprechen, war plötzlich wieder ganz stark. Aber dann habe ich mich nicht getraut. Was, wenn Mel noch einmal diese Panik bekommt?

Jetzt sitze ich neben ihr im Auto auf dem Weg zur Uni und denke darüber nach. Ich habe mir immer vorgestellt, dass Mel sich genauso freuen würde wie ich. Doch das letzte Mal hat ja gezeigt, dass das nicht so ist. Und das macht mir Angst. Wenn Mel mich nicht bei sich haben will, wenn sie mich einfach ignoriert, mich verdrängt, was passiert dann mit mir? Ich meine, ich weiß nicht, ob das überhaupt geht. Angenommen, sie würde beschließen, mich nicht zu hören, nicht zu sehen und nicht mehr zu spüren, nicht einmal unbewusst. Das würde bedeuten, dass mich niemand wahrnimmt. Denn ich existiere ja nur für Mel, nur in ihrer Welt. Ich wäre also wie ein Stern, den keiner sieht, dessen Strahlung so schwach ist, dass sie nirgendwo ankommt. Die Realität liegt im Auge des Betrachters, nicht wahr? Doch wenn es keinen Betrachter gibt, gar keinen einzigen, was bleibt dann noch? Ein Stern, der nicht strahlt, der mit nichts

wechselwirkt, existiert nicht. Er ist ganz einfach nicht da.

Würde ich also verschwinden? Aber ich kann mich doch nicht einfach auflösen. Ich bin ja nicht nur ich. Ich bin auch ein Teil von Mel. Würde sie mit mir verschwinden? Dann wären wir beide mit einem Schlag ausgelöscht. Lichtblitz! Bumm! Das fühlt sich bestimmt gruselig an, wenn es sich überhaupt irgendwie anfühlt, weil man ja gar nicht mehr da ist, meine ich. Ach, warum muss alles so kompliziert sein?

Es ist noch früh am Morgen. Aber es ist schon warm, ein richtig schöner Frühlingstag. Ich schaue aus dem Fenster und beobachte, wie die Straßenlaternen, die Haltestellen der U-Bahn und die Bäume an mir vorbeiziehen. Alles ist eine Frage der Perspektive. Die Welt ist verschwommen oder klar oder eben beides zugleich.

Vielleicht mache ich mir unnütz Sorgen. Seit 27 Jahren lebe ich mit Mel. Mal sind wir uns näher, mal weniger nah. Aber verschwunden bin ich nie. Wir sind ja auch kein Teilchen-Antiteilchen-Paar, sondern zwei Seiten ein- und derselben Person. Wir sind beide da. Egal, welche Seite man gerade ansieht. Mels Rücken verschwindet doch auch nicht, wenn alle gerade in ihr Gesicht sehen.

Folglich gilt: Ich existiere. Egal, ob Mel mich sehen möchte oder nicht. Also kann ich es auch wagen, sie anzusprechen. Ich muss das Risiko eingehen, selbst wenn ich mich irre. Lange halte ich mein Schattendasein nicht mehr aus. Seit dem ersten Versuch drängt es mich jeden Tag mehr. Es gibt plötzlich Momente, da fühle ich mich

einsam und allein, als wäre Mel gar nicht da. Vielleicht liegt das an der Hoffnung. All die Jahre konnte ich mir immer vorstellen, dass Mel mir eines Tages begegnet und sich genauso darüber freut wie ich. Ich wusste nie, wann das sein würde. Aber ich wusste immer, dass es irgendwann geschehen würde. Doch diese Sicherheit ist verschwunden. Ihre Panik hat mich verunsichert. Damit habe ich nicht gerechnet und schon gar nicht mit den Zweifeln und der Angst, die sich nun in mich hineinfressen.

Nein, so kann es nicht weitergehen. Ich muss Mel endlich treffen und ihr zeigen, dass es mich gibt. Wenn sie erst sieht, was ich alles für sie tue, kann sie mich nicht mehr ablehnen. Nein! Sie wird mir ewig dankbar sein.

Bald, ganz bald, werde ich es noch einmal versuchen. Ich werde all meinen Mut zusammennehmen, sie ansprechen und vielleicht sogar mehr. Es wird gut werden. Es wird so toll sein, dass wir uns beide irgendwann fragen werden, warum wir einander nicht eher erkannt haben. Ja, so wird es sein.

Mel hat mittlerweile den Wagen im Parkhaus abgestellt, und wir laufen die kurze Strecke zum Physikgebäude hinüber. Ich sauge die frische Frühlingsluft in mich hinein und lasse sie alle Sorgen aus mir hinausspülen. Und statt mit Sorgen füllt sich mein Körper mit einer wundervollen Vorahnung.

Auch Mel ist heute in richtig guter Stimmung. Sie geht ganz schwungvoll. Wir laufen die Straße entlang. Die Bäume sind grün und über uns, in ihren Kronen,

zwitschern die Vögel.

Mir fällt ein Lied ein. Love is in the Air. Das klingt nach Frühling. Lustigerweise beginnt Mel gerade jetzt, in diesem Moment, genau dasselbe Lied zu summen. Das könnte natürlich Zufall sein. Auf der anderen Seite gibt es hunderttausend Lieder auf dieser Welt. Warum summt sie genau dieses und genau jetzt? Ob die Mauer zwischen uns schon ein bisschen bröckelt? Es könnte doch sein. Vielleicht ist nach so vielen Jahren endlich die Zeit dafür gekommen. Glücklich hüpfte ich neben Mel die Straße entlang.

Natürlich bin ich die Erste am Lehrstuhl. Um diese Zeit ist selten jemand da. Normalerweise genieße ich die Stille und checke bei einem Kaffee meine E-Mails. Aber heute habe ich etwas vor, das in meinem Magen ein flaes Gefühl erzeugt und jede Lust auf Kaffee erstickt. Ich folge dem Gang hinab zu Doreens Büro. Vor der Tür zögere ich. Selbstverständlich darf ich jederzeit das Büro meiner Sekretärin betreten, auch in ihrer Abwesenheit. Bei Doreens Fehltagen ginge es gar nicht anders. Aus diesem Grund habe ich einen Universalschlüssel für alle Räume, die zum Lehrstuhl gehören. Doch schnüffeln ist etwas ganz anderes.

Ich gebe mir einen Ruck, öffne die Tür und fahre jäh zurück. „Oh, mein Gott!“ Erschrocken halte ich mir die Hand vor den Mund und hoffe, dass mich niemand gehört hat. Zur Kontrolle drehe ich mich einmal nach links und rechts. Der Gang ist leer.

„Oh, mein Gott!“, rufe ich begeistert. Denn es ist einfach unbeschreiblich. Ich glaube, ich habe noch nie

ein so schönes Büro gesehen. Natürlich hat es einen Schreibtisch, einen Schrank und Regale, wie alle anderen. Nur, dass es bei Doreen immer ein bisschen hübscher dekoriert ist. Doch so kunterbunt und blumig wie heute war es noch nie. Es schlägt alles, was ich kenne. Es ist, als hätte Doreen den Frühling eingefangen.

Ich setze mich an Doreens Schreibtisch und sehe mich um. Wahrscheinlich ist es das erste Mal, dass ich ihr Büro mit den Augen einer Vorgesetzten betrachte. Es ist schaurig. Ich komme mir vor wie in einem psychedelischen Albtraum aus grellbunter Osterdeko. Mobiles aus Pappe, Häschenschule und Kunstblumensträuße. Nicht einmal die Fenster hat sie verschont. An den Scheiben kleben Bilder von Küken und Ostereiern, die Doreen offensichtlich mit viel Liebe ausgeschnitten und zusammengeklebt hat. Auf dem Boden liegen noch die Reste des bunten Pappkartons. Komisch, dass es mir vorher nie aufgefallen ist. Doch die Botschaft, die dieser Raum hinaus in die grauen, linoleumbestückten Hallen der Ruhr-Uni brüllt, ist offensichtlich: Meine Sekretärin hat zu viel Zeit.

Die Schränke, in denen die Stifte, Anspitzer, Blocks und Laborbücher lagern, sind verschlossen, genau wie die Schreibtischschublade. Den einzigen Hinweis auf Arbeit bietet das Regal. Dort sammeln sich die Aktenordner in ordentlichen Reihen, die nur hin und wieder durch Gläser mit Bonbons und Keksen sowie zwei hässlichen Osterhasen mit braunem Kunstfell unterbrochen werden.

Mel zieht ein paar Ordner hervor und blättert sie

durch. Ich weiß nicht, was sie sucht, es ist mir auch egal. Die Ordner interessieren mich nicht. Ich schaue mir lieber die Gläser mit Süßigkeiten an und die Flasche Cognac, die Rüdiger hier für die besonders schweren Prüfungsfälle deponiert hat. Ich habe nur nie verstanden, für wen der Cognac sein sollte. Für die Studenten oder für Rüdiger?

Während Mel mit den Ordnern beschäftigt ist, stibitze ich mir ein blaues Weingummi-Osterei aus einem der Gläser und schiebe es mir in den Mund.

Ich kaue auf einem Bonbon, das ich mir ganz in Gedanken aus einem der Gläser gefischt haben muss, und schlendere hinüber zum Beistelltisch, unter dem eine Kiste mit Altpapier lagert. Sie ist bis an den Rand gefüllt. Eine schwedische Prinzessin lächelt mich vom Titelblatt einer Frauenzeitschrift aus an. Ich knie mich hin und schiebe die Zeitschrift zur Seite. Einige alte Ausgaben des Uni-Magazins kommen hervor, unzählige Blätter und schließlich etwas, das aus irgendeinem Grund meine Aufmerksamkeit erregt. Es ist ein Stapel Briefe unterschiedlichster Art auf weißem oder cremefarbenem Papier. Der Schriftsatz ist mal größer, mal kleiner, mit mehr oder weniger Schnörkeln. Irgendwo habe ich sie schon einmal gesehen. Mein Blick fällt auf das Logo eines Mitmach-Museums. Plötzlich wird mir klar, welche Briefe ich gerade in der Hand halte. Es ist der Stapel mit den Einladungen, die Doreen absagen sollte. Nun liegen sie im Altpapier. Bedeutet das, dass Doreen sie entsorgt hat, ohne sie zu beantworten? Unterschrieben habe ich jedenfalls nichts.

Mit einem deutlich weniger schlechten Gewissen setze ich

mich wieder an Doreens Schreibtisch und fahre ihren Rechner hoch. Zum Glück hat sie keinen Passwortschutz. Wenn Doreen die Briefe beantwortet hat, müssen irgendwo die Antwortschreiben abgelegt sein.

Ihre Festplatte ist sehr übersichtlich. Neben diversen Spielen, Ordnern mit Witzen und Fotos ihres letzten Urlaubs gibt es wenige Ordner mit berufsbezogenem Inhalt und nur einen, der Briefe enthält. Ich lasse mir die Files nach Datum sortiert anzeigen. Der jüngste Brief, den Doreen getippt hat, ist die Zusage zur Nobelpreisverleihung.

Wir sitzen wieder in Mels Büro, und ich beobachte sie ganz genau, um zu sehen, ob sich etwas verändert hat. Ich habe nämlich so ein Gefühl, als wäre eben noch ein weiteres Steinchen aus unserer Mauer gebröckelt. Leider ist Mel nichts anzumerken. Sie sitzt an ihrem Schreibtisch und arbeitet an einem Antrag für neue Geldmittel. Wahrscheinlich überlegt sie, was sie schreiben soll, denn sie beißt sich auf die Unterlippe. So ein Antrag ist wichtig, weil Mel für das Labor noch zwei neue Germanium-Detektoren kaufen will, und die sind ziemlich teuer. Außerdem müssen Olli und Tim bezahlt werden. Es ist nämlich nicht so, dass ihr die Uni das ganze Geld gibt. Bisläng war es Rüdigers Aufgabe, sich um Drittmittel zu kümmern. Nun verlassen sich alle auf Mel.

Gegen neun Uhr unterbricht Mel ihre Arbeit und ruft bei Doreen im Büro an. Zunächst wundere ich mich, warum sie nicht einfach zu ihr hinübergeht. Es sind ja nur ein paar Schritte den Gang hinab. Aber aus

irgendeinem Grund möchte Mel, dass Doreen zu ihr kommt und nicht umgekehrt. Ich glaube, Doreen wundert sich auch. Ich kann hören, dass sie am anderen Ende der Leitung zögert und sogar behauptet, das ginge gar nicht, weil sie etwas Wichtiges zu erledigen hätte, die Post abzuholen und so. Aber sie stimmt zu, in einer Viertelstunde zu kommen. Mel grinst, als hätte sie so etwas erwartet, und legt auf.

Weil sie die Arbeit am Antrag sowieso schon unterbrochen hat, schaut Mel in ihre E-Mails. Nina Bender, die Frauenbeauftragte, hat gemailt. John Dalen fragt, wie es uns geht, und auch dieser Phil hat wieder geschrieben. Mel ist plötzlich aufgekratzt, ganz hibbelig. Sie beginnt eine Antwort, löscht sie wieder und starrt auf den Bildschirm. So kenne ich sie gar nicht.

Also beschließe ich, das Lied von eben noch einmal zu summen, einerseits um sie zu beruhigen, aber auch weil ich neugierig bin, ob wieder etwas geschieht. Und es funktioniert. Genau als ich am Refrain ankomme, singt Mel mit: „Love is in the air.“ Zusammen mit mir! Am liebsten würde ich aufspringen und sie umarmen. Das kann doch kein Zufall sein.

Leider werden wir unterbrochen, denn Doreen hält Wort, fast zumindest. Sie hat nur etwas länger gebraucht. Das Getrippel ihrer Absätze nähert sich Mels Büro. Natürlich hört Mel sofort auf zu singen und guckt verwirrt, als hätte sie etwas ganz Blödes gemacht. Sie richtet sich auf und atmet tief durch. Einen Moment später erscheint Doreens blondierte Mähne in der Tür.

„Oh, hallo Mel. Wie war deine Reise?“, säuselt sie.

„Guten Morgen, Doreen“, antwortet Mel ziemlich steif. Dass sie vor zehn Sekunden noch mit mir gesungen hat, sieht man ihr nicht an. „Komm herein, und schließ die Tür hinter dir.“

Doreen lächelt. Trotzdem wirkt sie ziemlich verunsichert, als sie ganz gedehnt „okay“ sagt, langsam die Tür schließt und zu den Besucherstühlen stakst.

„Ich möchte ein paar Dinge mit dir besprechen, und es muss ja nicht jeder mithören. Setz dich doch.“

Doreen gehorcht und verspannt ihre pinken Lippen zu einem spitzen Kussmund. Sie ist eindeutig nervös, denn sie hockt ganz vorne auf der Stuhlkante und fährt sich mit den Händen immer wieder durch ihre Haare. Ihre langen Nägel sind heute mit Glitzerlinien verziert.

Auch Mel hält sich extrem aufrecht und faltet die Hände komisch steif übereinander. Deswegen versuche ich sie zu streicheln. Doch es hat keine Wirkung. Wahrscheinlich liegt es daran, dass sie sich auf Doreen konzentriert. Das hoffe ich zumindest. Ein kleines bisschen enttäuscht lasse mich auf den freien Besucherstuhl fallen und beginne, meine Zöpfe neu zu flechten.

„Seit Professor Neuhaus' Tod bin ich für den Lehrstuhl und das Personal verantwortlich“, erklärt Mel jetzt ganz sachlich. „Ich habe seine Arbeit kommissarisch übernommen, bis ein neuer Professor berufen wird.“

Ich weiß nicht, warum sie das erwähnt, denn das weiß ja wirklich jeder, sogar Doreen. Doch die antwortet nicht.

Also redet Mel weiter. „Du weißt ja, dass Neuhaus' Tod uns alle völlig unerwartet getroffen hat.“

Doreen runzelt die Stirn.

„Jedenfalls haben wir vorher selten über solche Dinge gesprochen. Ich meine Professor Neuhaus und mich. Daher weiß ich nicht genau, welche Vereinbarungen ihr beide miteinander getroffen habt, zum Beispiel was deine Aufgaben angeht.“ Jetzt nickt Mel aufmunternd, als würde sie doch langsam eine Antwort erwarten.

Nur hat Doreen offenbar keine Ahnung, welche. Sie starrt auf ihre Hände mit den lackierten Nägeln und beginnt, auf ihrem Stuhl hin und her zu rutschen. „Also, ich kümmere mich eben so um das Material“, erklärt sie schließlich.

Mel lächelt. Sie ist heute wirklich anders als sonst, so überlegen, als hätte auch für sie der Frühling begonnen und sie wäre ein neuer Mensch geworden. Ich glaube, wenn ich Doreen wäre, würde mich das jetzt ebenfalls einschüchtern.

„Und die Post, natürlich“, fügt Doreen prompt hinzu.

„Ah?“

„Ja, also ich verteile eben die Briefe, die ankommen und auch wenn mal ein Paket dabei ist. Das kommt aber nicht häufig vor.“ Als ob sie das alles noch bekräftigen muss, lässt sie ihre blonden Haare auf und ab wippen. „Und dann gehe ich ans Telefon, und wenn mal ein Student Professor Neuhaus nicht finden kann, kommt er auch zu mir.“ Sie überlegt einen Moment, und auf ihrer Stirn entstehen zwei dünne Falten. „Aber in letzter Zeit passiert das nicht mehr oft. Die meisten wissen wohl, dass er tot ist.“

„Ja, das denke ich auch“, stimmt Mel zu, als hätte

Doreen etwas wirklich Schlaues gesagt.

Dann sagt wieder niemand etwas, bis Doreen das Schweigen wohl unheimlich wird.

„Also das ist es eigentlich“, murmelt sie.

Mel wartet, als müsse sie darüber nachdenken. Ich glaube aber, dass sie nur so tut. Langsam wird mir klar, was sie vorhat. Ein bisschen kenne ich sie ja doch. Irgendwann fragt sie nämlich: „Und was würdest du sagen, wie lange du für diese Aufgaben brauchst?“

Doreen schaut überrascht auf. „Na, den ganzen Tag.“

Das war nicht sehr geschickt von ihr.

„Gut, lass uns einmal gemeinsam überlegen“, schlägt Mel ganz freundlich vor.

Dabei ist es ja wohl offensichtlich, dass Doreen lügt. Wenn dieses Bisschen den ganzen Tag dauern soll, müsste sie sich langsamer als eine Schnecke bewegen. Das tut sie aber nicht. Stattdessen lackiert sie ihre Fingernägel, liest Zeitschriften, plaudert am Telefon und besucht die Sekretärinnen anderer Lehrstühle. Was sie sonst noch macht, weiß ich nicht genau. Vermutlich verbummelt sie viel Zeit im Internet, textet ihren Freundinnen und schaut irgendwelche Fernsehserien online.

Aber das sagt Mel alles nicht. Sie nimmt einen Zettel und beginnt eine Liste zu machen, in der steht, wie lange es dauert, die paar Briefe aus der Poststelle abzuholen und zu sortieren, den Kaffee zu kochen und ab und zu neue Stifte zu bestellen. Am Ende stellt sie fest, dass Doreen etwa eine Stunde am Tag arbeitet.

Ich glaube, das überrascht sogar Doreen, denn sie ist

ganz blass geworden. Und als Mel fragt, ob Doreen sich erinnern könne, ob sie wohl bei all der Zeit, die ihr jeden Tag bleibt, die Einladungen für die Vorträge beantwortet hat, also die, die Mel absagen wollte, starrt Doreen Mel an und flüstert hektisch, dass sie natürlich immer alles tut, was man ihr aufträgt und sie selbstverständlich auch die Einladungen abgesagt habe.

„Dann hast du bestimmt eine Standardantwort als File abgelegt und eine Liste mit allen Adressaten, an die du sie geschickt hast, oder?“

Ich kann gar nicht fassen, dass Mel so scheinheilig tun kann.

„Ja, ja, klar, natürlich.“ Doreen bemüht sich um ein professionelles Gesicht, was mit pinkem Kussmund echt komisch aussieht.

„Gut, schick mir die Liste als E-Mail-Anhang, sodass ich überfliegen kann, wem wir geantwortet haben. Und den Text des Standardschreibens hätte ich ebenfalls gerne.“

Doreen wird noch blasser. „Äh, also ich dachte schon, dass ich, ... also, auf jeden Fall wollte ich, ... Aber vielleicht bin ich noch nicht dazu gekommen.“

Und jetzt legt Mel auch noch nach.

„Weißt du, Doreen, der Tod von Rüdiger Neuhaus bedeutet für uns alle eine Menge Mehrarbeit. Das schaffen wir nur, wenn wir alle an einem Strang ziehen, der gesamte Lehrstuhl. Ich werde demnächst eine weitere Vorlesung übernehmen, was auch bedeutet, dass mehr Studenten wegen der Übungsaufgaben und der anstehenden Prüfungen hier anfragen werden. Daneben

läuft das Experiment. Vielleicht kommen Gastwissenschaftler zu Besuch, vielleicht muss ich weitere Vorträge auswärts halten. Da brauche ich eine Sekretärin, die diesen Aufgaben gewachsen ist. Ich muss mich darauf verlassen können, dass du dich um Gästehäuser, Reisekostenabrechnungen und Termine kümmerst. Und wenn ich dich bitte, einen Brief zu schreiben oder auch mehrere, möchte ich sicher sein, dass diese Aufgabe umgehend erledigt wird. Verstehst du?“

Vor lauter Aufregung bin ich aufgesprungen und schaue nun abwechselnd von Mel zu Doreen, deren Lippen immer weiter aufgehen, sodass ich befürchte, dass gleich Spucke heraus fließt.

Zum Glück ist Mel fertig, sodass Doreen ihren Mund rechtzeitig schließen kann. „Aber, aber ... Das ist viel mehr als sonst.“

Mel nickt gelassen.

„Und wenn mir das alles zu viel wird?“ Doreen sieht aus, als könne sie gar nicht glauben, was gerade passiert.

Ehrlich gesagt, kann ich das gut verstehen. Diese Mel ist selbst mir neu. Und wenn ich sichtbar wäre, würde ich bestimmt genauso bedeppt aussehen wie Doreen.

Die hat inzwischen ihre Leidensmiene aufgesetzt. „Also, wenn ich zu viel Stress habe, dann werde ich krank. Das sagt auch mein Arzt. Stress ist einfach nicht gut für mich.“

So unglaublich faul, wie Doreen ist, wundert es mich echt, dass sie immer noch einen Arzt findet, der auf ihre Masche hereinfällt.

Auch Mels Mundwinkel zucken. Doch sie verkneift sich das Lachen. „Nun, wenn du der Meinung bist, dass dir alles zu viel wird, solltest du darüber nachdenken, ob du dieser Position auf Dauer gewachsen bist“, sagt sie stattdessen. „Ich weiß, dass drüben in der Mensaverwaltung eine Stelle frei ist. Da ist es gewiss ruhiger. Ich kann gerne für dich einen Antrag auf Versetzung stellen und diese Stelle anderweitig besetzen.“

Wow. Jetzt steht mir wirklich der Mund offen. Ich meine, ich weiß ja nicht, ob das stimmt, was Mel da behauptet. Aber sie blufft so gut, dass ich ihr alles glaube.

„Das kannst du nicht!“, stößt Doreen hervor. Ganz sicher ist sie sich nicht, denn sie schiebt sofort ein „Oder?“ hinterher.

Mel nickt bedächtig. „Doreen, es geht mir nur darum, dass du dich wohl fühlst. Wenn ich merke, dass die Arbeit deine Gesundheit beeinträchtigt, werde ich mich auf jeden Fall für dich einsetzen. Da werden wir einen Weg finden.“

„Aber nicht in der Mensa“, jammert Doreen sofort. „Da stinkt es nach altem Fett.“

„Ich würde dich auch lieber hierbehalten. Aber nur, wenn dir das nicht zu viel wird. Ich muss mich auf dich verlassen können.“

„Ich kann es nicht versprechen, aber ich gebe mir Mühe, wirklich!“ Doreen nickt eifrig wie ein Aufziehtierchen.

„Gut, dann lassen wir es erst einmal dabei. Kannst du

dann gleich, wenn du wieder in deinem Büro bist, nach den Absagen gucken?“

„Das mache ich sofort. Und wenn ich sie doch vergessen haben sollte, also ich kann es mir kaum vorstellen, dann tippe ich sie umgehend und schicke sie heute noch raus!“

„Sehr gut.“

Mel erhebt sich, und auch Doreen springt auf ihre Absätze.

„Soll ich dir Kopien von den Antworten ziehen und auf deinen Schreibtisch legen?“

„Nein, nicht die Kopien. Ich brauche die Originale. Falls sie noch nicht verschickt sind, würde ich sie gerne persönlich unterschreiben. Das ist doch höflicher.“ Mel lächelt. Irgendwie sieht sie dabei ziemlich cool aus. „Du kannst mir die vollständige Liste der Adressaten per E-Mail schicken. Dann lege ich sie ab. Weißt du, wie das geht?“

Doreen nickt langsam. Es sieht nicht wie ein Ja aus. „Ist schon ein bisschen her. Ich kann Susi fragen, weißt du, die Sekretärin von der zweiten Etage, ob sie es mir zeigt.“

„Das ist eine sehr gute Idee“, strahlt Mel und schiebt Doreen aus dem Büro hinaus, während ich vor Begeisterung auf und ab hüpfte. Ich schaue Doreen hinterher, wie sie den Gang hinunter zockelt. Ihre Absätze klackern wie immer, aber ihre Haltung ist nicht mehr ganz so aufgeplüsch.

Ich bin unglaublich stolz auf Mel. Es ist, als würde sie aufblühen. Soll ich ihr das sagen? Jetzt, genau in diesem

Moment? Wir sind allein. Und es wäre doch ein prima Anfang. Oder nicht?

Ich hole tief Luft und setze mich schnell wieder hin. Denn plötzlich kommt mir ein ganz anderer Gedanke. Eben hat Mel mich gespürt, irgendwie. Sie hat mein Lied mitgesungen. Die Frage ist, was das bedeutet. Vielleicht war es nur Zufall oder Einbildung. Aber vielleicht zeigt es auch, dass ich nur Geduld brauche. Ein kleines bisschen mehr, ein kleines bisschen länger und alles wird gut. Ganz von selbst. Dann wäre es ganz falsch, das jetzt zu unterbrechen. Ich würde mehr kaputt machen als nützen. Oder? Warum ist es nur so schwierig zu wissen, was richtig und was falsch ist? Manchmal ist es ganz einfach. Wenn man jemanden beschützen muss, zum Beispiel, dann muss man handeln. Aber wie ist das mit dem richtigen Moment? Ist er jetzt? Oder besser später?

Mel räumt ein paar Unterlagen zusammen und steht auf. Es ist kurz vor 10 Uhr. Gleich beginnt die Vorlesung. Jetzt ist der Moment jedenfalls vorbei.

Dienstag, 07. April

Ich bin furchtbar müde. Dabei läuft es gerade ganz gut. Ich sitze in meinem Büro, es ist früher Nachmittag, und mir fallen die Augen zu. Gestern habe ich wieder einmal bis Mitternacht an meinem Schreibtisch gesessen, um die Vorlesungen für diese Woche vorzubereiten. Heute erledige ich Anträge, Anfragen der Verwaltung und E-Mails von Studenten. Es ist furchtbar frustrierend. Die Bürokratie nimmt einfach kein Ende. Habe ich das eine erledigt, wartet schon das nächste. Im Labor war ich seit Wochen nicht mehr. Oder sind es Monate? Die Vorlesungen und die ganze Fakultätsarbeit mit ihren schrecklichen Gremien und Ausschüssen, in denen endlos über belanglose Kleinigkeiten diskutiert wird, fressen mich auf. Ich überstehe das nur, weil ich hoffe, wieder forschen zu können. Bald. Irgendwann.

Zum Glück habe ich gerade den Antrag für Drittmittel abgeschickt, sodass Ollis Stelle weiter finanziert werden kann. Das Geld für Tim kommt aus einem anderen Topf, um den ich mich erst im Herbst kümmern muss. Ich weiß gar nicht, was meine beiden Doktoranden gerade tun. Ich habe mich lange nicht mehr erkundigt, wie es bei ihnen läuft. Hoffentlich kommen sie ohne mich zurecht, und haben mittlerweile die Radioquelle gefunden. Irgendwo muss sie doch sein.

Wegen des Strahlenschutzes müssen radioaktive Quellen in bestimmten Behältnissen gelagert und regelmäßig kontrolliert werden. Dafür haben wir eine spezielle Kiste, die im Labor in einer Ecke steht und durch ein eindrucksvolles Vorhängeschloss gesichert ist. Das ist zumindest der Anschein,

den wir erwecken wollen. In Wahrheit hängt der Schlüssel natürlich direkt daneben an der Wand und wird nur für die jährlichen Kontrollen kurz in mein Büro umgelagert, sodass normalerweise jeder von uns Zugriff hat. In der Kiste liegen die diversen radioaktiven Quellen in Bleidosen, um die Strahlung abzuschirmen, selbst wenn das bei vielen Stoffen völlig übertrieben ist, besonders bei den Alpha-Strahlern. Jeder, der sich auch nur ein bisschen mit Radioaktivität auskennt, weiß, dass schon ein Blatt Papier oder zehn Zentimeter Luft ausreichen, um den größten Teil der Alpha-Strahlung zu stoppen. Man darf sie natürlich nicht essen oder einatmen. Aber wer sollte auf die Idee kommen, sich eine schmutzige aussehende Metallscheibe in den Mund zu schieben? Trotzdem müssen wir sie finden. Wenn die Quelle nicht bald auftaucht, werde ich mich selbst auf die Suche machen müssen.

Immerhin laufen die Vorlesungen einigermaßen gut. Mein Vater hat mir wie versprochen das Skript geschickt. Daran hänge ich mich vorwärts. Leider reicht es nicht. Das eine oder andere muss ich genauer nachlesen, damit ich auf Fragen vorbereitet bin und etwas zu den Formeln und den Hintergründen erklären kann. Zum Glück hat Herr Homann die kleinen Vorführungen und Live-Experimente bestens im Griff. Wie ein Zirkusdirektor führt er von einer Attraktion zur nächsten, macht kleine Späße und inszeniert die gesamte Grundlagenphysik wie ein Unterhaltungsprogramm. Trotzdem müssen wir alles vorab besprechen und teilweise sogar proben, wie das fürchterliche Experiment mit dem faradayschen Käfig. Vor den Augen aller Studenten musste ich mich heute Morgen in ein Gestell setzen, das verdächtig an einen Löwenkäfig erinnerte, während Dompteur Homann von außen 200.000 Volt

anlegte. Natürlich konnte mir in meinem Käfig nichts passieren. Das sollte ja demonstriert werden. Doch der Anblick gigantischer, knallender Blitze direkt vor meiner Nase war trotz solider theoretischer Grundlagen alles andere als belebend. Ich musste die Zähne zusammenbeißen, um nicht in wilde Panik zu verfallen. Danach war ich nassgeschwitzt. Den Studenten hat es natürlich gefallen. Sie haben geklatscht und geohlt und auf ihre Pulte geklopft. Tim und Olli haben es sich nicht nehmen lassen, das Spektakel live zu verfolgen, und wenn ich mich nicht täusche, habe ich sogar unseren Techniker Alfred Müller im Publikum entdeckt. Nur Doreen war nicht mitgekommen. Vielleicht hatte sie tatsächlich zu tun, denn ich habe ihr aufgetragen, die Zimmer für John und Phil zu buchen, die gestern zugesagt haben, uns für ein paar Wochen zu unterstützen.

Mit Nina habe ich im Anschluss an die Vorlesung einen Kaffee getrunken, auch wieder so ein zeitraubender Punkt in meinem Kalender, zum Glück aber weniger nervenaufreibend als Herr Homanns Löwennummer. Mein Vater hat recht. Die Treffen mit ihr sind sehr nützlich, und wenn ich die Zeit hätte, wäre unser Damenkränzchen sogar eine nette Abwechslung. Doch so muss ich mich zusammenreißen, um nicht alle zwei Minuten auf die Uhr zu gucken und zu überlegen, wie lange man brauchen kann, um 0,2 Liter lauwarmes Kaffeewasser mit Milch und Zucker auszutrinken. Immerhin bin ich jetzt wieder auf dem neuesten Stand, was das Bewerbungsverfahren um die freie Stelle angeht, und habe, was fast noch wichtiger ist, eine engagierte Mitstreiterin an meiner Seite. Wenn das alles vorbei ist, werde ich Nina zum Essen einladen, ganz in Ruhe und mit viel Zeit. Sie ist wirklich nett. Heute hat sie berichtet, dass die

Fakultät beschlossen hat, potenzielle Kandidaten zu Vorträgen an die Ruhr-Uni einzuladen. Sie versucht weiterhin, das offizielle Bewerbungsverfahren zu umgehen, um mich als einzige interne Bewerberin zu pushen. Aber Mannström und ein anderer Kollege drängen auf eine öffentliche Ausschreibung. Vielleicht, das meint zumindest Nina, sind sie skeptisch, weil mein Vater keine Gelegenheit auslässt, meine Qualifikationen anzupreisen und darauf hinzuweisen, dass ich an den Nobelpreismessungen maßgeblich beteiligt war. Jedenfalls hat die Fakultät Steffen Berg und Tobi Neuer eingeladen. Sie sollen im Rahmen des wöchentlichen Kolloquiums von den Experimenten in Frankfurt beziehungsweise München berichten – ganz unverbindlich versteht sich. Ich weiß nicht, ob mich das beunruhigen soll. Steffen Berg wird keine Konkurrenz sein. Er hat selbst gerade erst einen Lehrstuhl übernommen und wird nicht wechseln wollen. Bei Tobi sieht der Fall anders aus. Ich denke, ich werde gute Miene zum bösen Spiel machen und mich bei der Gelegenheit mit beiden treffen. Vielleicht kann ich erfahren, was aus der freien Stelle in München werden soll. Aber darum kümmere ich mich, wenn es soweit ist.

Die alte Buffetuhr zeigt Viertel nach drei. Ich muss in einer Viertelstunde bei einem Gremiumstreffen der Fakultät erscheinen, in der die neue Diplomprüfungsordnung beraten werden soll. Eigentlich bin ich viel zu müde. Vielleicht hat Doreen noch einen Kaffee für mich, den ich zum Meeting mitnehmen kann.

Irgendwo hinter mir hupt ein Auto. Verwirrt drehe ich mich um. Ich stehe mitten auf der Straße, zwischen dem

Physikgebäude und dem Eingang zum Labor. Wie in Zeitlupe fährt ein grüner Golf so scharf an mir vorbei, dass ich den Windzug spüre, der an meinem T-Shirt zerrt. Ich sehe in die weit aufgerissenen Augen der Beifahrerin und frage mich, was wohl in dem Rucksack ist, den sie fest gegen ihre Brust presst. Er ist schwarz. Am Reißverschluss baumelt ein gelber Plüschtiger, einer von denen, die an einem Stand im Mensafoyer verkauft werden. Er trägt ein winziges T-Shirt mit einem Aufdruck der Ruhr-Uni. Warum eigentlich? Während ich darüber nachdenke, fährt das Auto vorbei und verschwindet hinter der nächsten Kurve.

Etwas stimmt nicht. Irgendetwas kommt mir an dieser Situation merkwürdig vor. Und dann fällt mir ein, was es ist: Ich habe keine Ahnung, warum ich hier bin. Hier auf der Straße. Wollte ich ins Labor? Nein, nicht dass ich wüsste. Ich war auf dem Weg zu einem Meeting. Wann war das? Ist es schon vorbei? Ich kann mich nicht erinnern, dort gewesen zu sein. Wieso kann ich mich nicht erinnern? Verstört bleibe ich stehen, mitten auf der Straße. Aber ich muss nachdenken. Ich muss herausfinden, was ich getan habe. Was ist das Letzte, an das ich mich erinnere? Ich weiß, dass ich sehr müde war. Ich habe auf die Uhr geschaut. Es war 15.15 Uhr, und ich wollte mir noch einen Kaffee holen. Und dann?

In meinem Kopf herrscht Leere, tiefe schwarze Düsternis, nicht bedrohlich, aber auch nicht angenehm. Das ist doch nicht normal. Oder doch? Und egal wie, was tue ich jetzt? Da ich keine bessere Idee habe, beschließe ich, erst einmal zurück in mein Büro zu gehen.

Auf dem Weg klopfe ich bei Doreen an. Vielleicht kann ich herausfinden, ob ich bei ihr noch den Kaffee geholt habe und

was danach passiert ist. Doch ihre Tür ist verschlossen.

Mein Büro ist ebenfalls abgeschlossen. Als ich eintrete, zeigt die Buffetuhr 16.43 Uhr. Das kann nicht sein. Für den Weg von meinem Büro bis hinaus auf die Straße benötige ich maximal drei Minuten, selbst wenn ich auf den Aufzug warten muss. Drei Minuten hin, drei zurück, plus zwei Minuten auf der Straße machen insgesamt acht Minuten. Großzügig gerechnet.

Mein erster Impuls ist, dass die Uhr kaputt ist. Doch ihr stetes Tick-Tack erfüllt den Raum. Auch meine Armbanduhr zeigt 16.43 Uhr, mein Handy 16.44 Uhr. Mir fehlen eine Stunde und achtundzwanzig Minuten! Selbst wenn ich den Weg abziehe, bleiben noch achtzig Minuten. Was habe ich achtzig Minuten lang gemacht? Wo war ich?

Panik zieht mir den Bauch zusammen, klettert hinauf in die Brust und quetscht die Luft aus meinen Lungen. Ich merke, dass ich schwitze. Meine Handflächen werden feucht. Mein Kopf pocht. Was ist mit mir passiert? Wieso kann ich mich an nichts erinnern? Kann es sein, dass ich zum Meeting gegangen und im Gehen eingeschlafen bin wie eine Schlafwandlerin? Gibt es das? Soweit ich weiß, schlafen Schlafwandler zunächst normal ein, bevor sie mitten im Traum aufstehen und umherlaufen. Geht es auch anders herum? Die Vorstellung ist gruselig, aber eine Erklärung. Wenn das wirklich eine Art Schlaf war, war er nicht erholsam. Ich bin völlig erschöpft, als wäre ich einen ganzen Marathon gelaufen.

Langsam lasse ich mich auf den Bürostuhl gleiten. Vor mir prangt der Bildschirm meines Laptops mattschwarz, genau wie meine Gedanken. Ich starre auf die dunkle Fläche. Natürlich finde ich hier keine Antwort. Aber ich merke, dass ich mich langsam beruhige. Ich bin nur überarbeitet und brauche

Erholung oder etwas, das mich auf andere Gedanken bringt.

Vielleicht sollte ich mit Kati skypen. Wenn ich Glück habe, erwische ich sie wegen der Zeitverschiebung noch, bevor sie in ihre Praxis fährt. Ich habe sie seit Ewigkeiten nicht mehr gesprochen.

Mein Rechner hat gerade die Verbindungsmelodie gedudelt, da erscheint ihr Gesicht auf dem Bildschirm.

„Ich habe dich erwartet“, ruft sie gut gelaunt in die Kamera.

„Woher wusstest du, dass ich anrufe?“

Sie zuckt mit den Schultern und grinst. Dann wird ihr Blick forschend. „Was gibt’s? Du siehst ja aus wie ein Vampir.“

„Nicht viel, ich bin nur überarbeitet“, murmle ich froh, dass zwischen uns einige Tausend Kilometer liegen. Eine innere Stimme sagt mir, dass es besser ist, Kati nicht zu viel erzählen. Sie würde sich Sorgen machen, und wahrscheinlich gibt es eine ganz banale Erklärung. Für alles gibt es eine Erklärung. Ich erwidere ihr Grinsen. Es geht erstaunlich leicht, und ich fühle mich sofort besser.

„Wie war deine Vortragsreise?“, fragt sie.

„Die ist doch schon ewig her.“

„Wir haben uns lange nicht mehr gesprochen.“

„Wirklich so lange?“

Kati grinst. „Ja. Und?“

„Es war okay.“

„Nur okay?“

„Nein, es war wirklich nett“, gebe ich zu und füge nach kurzer Überlegung hinzu, „aber anstrengend.“

Kati zieht die Augenbrauen hoch.

„Na ja, es gab eben immer einen, der unbedingt über den

großen Zufall sprechen musste. Rüdiger und George, zwei tote Nobelpreisträger innerhalb weniger Wochen. Wenn das nichts bedeutet.“

„Ja, und?“

„Es schwingt immer ein Vorwurf mit.“

„Was für ein Vorwurf?“

„Eben die Frage, ob es wirklich ein Zufall war. Ob alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Ob nicht vielleicht doch jemand seine Hände im Spiel hatte.“

Katis Blick ist sanft und, wenn ich mich nicht täusche, auch ein wenig traurig. Eigentlich bin ich froh, dass ich die Vorträge und das ganze Drumherum hinter mich gebracht habe. Daher hoffe ich, dass sie mich versteht, ohne dass ich alles noch einmal erzähle. Insbesondere diese Karl-Peter-Typen will ich am liebsten vergessen.

Das Gegenteil ist der Fall, und Katis Antwort trifft mich wie ein Schlag: „Das habe ich auch schon überlegt.“

„Was?“ Ich merke, dass ich fast kreische, so hoch ist meine Stimme. Wie kann sie so etwas sagen? Selbst wenn sich alle Welt diese Frage stellt, soll zumindest meine Schwester zu mir halten.

Die jedoch knabbert an ihrem Daumennagel, bevor sie vorsichtig erklärt: „Du musst zugeben, dass es von außen betrachtet schon etwas ... ungewöhnlich ... ist. Findest du nicht?“

„Ungewöhnlich kann es von mir aus sein. Aber wer weiß, wie viele Nobelpreisträger seit der Verleihung im Dezember noch gestorben sind. Die sind alle uralt. Danach fragt niemand.“

„Wie viele sind es?“

„Was?“

„Seit der Verleihung verstorbene Preisträger.“

Ich seufze. „Bis gestern waren es nur die beiden.“

„Du hast es tatsächlich überprüft?“ Kati grinst. Schief.

Genau das, dieses schiefe Grinsen, macht mich wütend. Es ist typisch Kati. Die Welt kann beschissen sein, aber sie findet immer noch etwas, über das sie lachen kann. Manchmal kann ich ihre permanent gute Laune nicht ertragen. Was ist daran lustig, dass ich es nachgeprüft habe? Ein Toter mehr, selbst wenn es der hundertjährige Preisträger für Literatur gewesen wäre, hätte jedem Karl-Peter den Wind aus seinen aufgeplusterten Segeln genommen. Ich musste es versuchen.

Zum Glück guckt Kati jetzt wieder normal. „Hör mal, Mel“, lenkt sie schließlich ein. „Ich meine ja nicht, dass du etwas mit den Todesfällen zu tun hast.“

„Oh. Vielen Dank für dein Vertrauen!“

„Wahrscheinlich hast du recht, und es ist nur ein blöder Zufall.“

„Hm.“

„Weißt du eigentlich, woran George gestorben ist?“

„Ich weiß nicht einmal genau, woran Rüdiger gestorben ist. Der Notarzt meinte, es wäre Leberversagen gewesen. Heißt das, er war krank? Auf jeden Fall hatte er an dem Tag ein ganz gelbes Gesicht.“

Kati schweigt.

„Über George weiß ich nichts. Ich meine, ich wollte mich erkundigen. Aber irgendwie kommt mir die Frage blöd vor. Was ändert es auch?“

„Es wäre doch möglich, dass jemand ein Interesse daran hat, alle Nobelpreisträger auszuschalten, oder?“

„Wer sollte so etwas tun?“

„Vielleicht jemand, der neidisch ist, weil er sich selbst übergangen fühlt?“ Kati zögert und fügt dann leiser hinzu: „Oder der glaubt, dass jemand anderes übergangen wurde.“

„Dann wäre es nur logisch, auch John Dalen auszuschalten. Der erfreut sich aber bester Gesundheit.“

„Ja, das stimmt. Tut mir leid. Wahrscheinlich ist alles gut und wirklich nur ein blöder Zufall.“

„Er kommt uns übrigens für ein paar Wochen besuchen“, erkläre ich wieder freundlicher. Ich sehe ihren fragenden Blick und überlege, ob ich erzählen soll, dass es Papas Idee war, John einzuladen, entscheide mich aber dagegen. Das Thema Papa ist heikel. Ich habe keine Ahnung, ob er sich endlich bei Kati gemeldet hat. Ich vermute nicht, sonst hätte sie es mir bestimmt erzählt. Also wechsle ich lieber das Feld. „Phil wird auch kommen.“

„Phil? Welcher Phil?“ Die blauen Augen meiner Schwester blitzen neugierig auf.

„Er gehört zu George Kinsleys Gruppe.“

„Und jetzt arbeitet er für dich?“

Vermutlich tickert gerade eine ganze Liste mit Fragen durch Katis Kopf. Deshalb erkläre ich schnell: „Nein, er kommt nur vorübergehend, um uns beim aktuellen Experiment zu unterstützen. Wir müssen endlich weiterkommen und können jede Hilfe gebrauchen. Phil hat seit Georges Tod wahrscheinlich nicht allzu viel zu tun.“

„Aha, also nur um zu helfen, unter Kollegen sozusagen?“

Ich habe das blöde Gefühl, dass Kati mich genau durchschaut. Trotzdem versuche ich, mir nichts anmerken zu lassen. Dass ich mich auf Phil freue, heißt nicht, dass es ihm

umgekehrt genauso geht.

„Ja, nur so unter Kollegen“, sage ich deshalb betont gleichgültig. „Wir kennen uns schon ewig.“

Kati lacht. „Na dann.“

„Was macht die Männerwelt in Kanada?“, frage ich schnell. Ein guter Schachzug, wie mir schnell klar wird.

Jetzt ist es plötzlich Kati, die sich eindeutig um eine Antwort windet. Sie kaut verlegen auf ihren Fingernägeln und zieht ihre Nase kraus. Das geschieht ihr recht. „Ach, nichts Besonderes. Die meisten sind eher etwas einfach gestrickt.“

„Aha. Die meisten. Und wer nicht?“

„Na ja, es gibt da jemanden, Jeff, der ist ein bisschen anders. Wir gehen manchmal zusammen tanzen.“

„Jeff, der Tierarzt?“

„Genau.“ Kati grinst.

„Und ihr geht tanzen?“

Sie zuckt mit den Schultern. „Manchmal spielt hier oder da eine Band. Das Unterhaltungsprogramm ist eben begrenzt. Aber irgendwie ist es auch nett. Da hat man weniger Entscheidungsstress.“ Sie lacht. „Wenn es irgendwo Live-Musik gibt, fährt natürlich jeder hin.“

„Na, dann!“

Abgesehen davon, dass sie es offensichtlich herunterzuspielen versucht, macht Kati einen wirklich glücklichen Eindruck. Vielleicht tut ihr der Abstand zu unserem Vater gut.

Ich will gerade noch ein paar Fragen zu diesem Jeff stellen, als irgendwo hinter meiner Schwester ein Auto hupt und Kati sich abrupt wendet.

„Oh, Mel!“, ruft sie plötzlich hektisch. „Ich muss los. Ich

habe die Zeit vergessen.“ Als sie wieder in die Kamera schaut, leuchten auf ihren Wangen rote Flecken.

„Jeff?“

Sie schmunzelt. „Mach's gut, Mel!“

„Du auch.“

Eine Sekunde später ist sie verschwunden, und der Bildschirm färbt sich wieder schwarz.

Im Büro ist ausnahmsweise nicht mehr viel zu tun. Zumindest kann das meiste warten. Also gehen Mel und ich endlich einmal wieder hinüber ins Labor um nachzuschauen, was dort in den letzten Wochen passiert ist.

Als wir den Kontrollraum betreten, fällt mir auf, wie lange wir nicht hier waren. Man erkennt es sofort. Olli und Tim kommen nämlich nie auf die Idee aufzuräumen. Sie stapeln einfach alles übereinander. Olli sagt, dass so ganz von selbst die wichtigen Dinge vorne und oben liegen und die weniger wichtigen hinten oder unten. Wahrscheinlich ist Mel die einzige, die hier ab und zu für Ordnung sorgt. Oder gesorgt hat. Jetzt entdecke ich tatsächlich noch Sektgläser von der Nobelpreisfeier in dem Chaos. Natürlich sind die mittlerweile nach hinten gewandert. Bücher, Pizzakartons und Cola-Flaschen stapeln sich davor.

Olli, der gerade etwas in seinen Laptop tippt, schaut überrascht auf. „Mel?“

Tim kommt aus Raum 2 dazu. „Oh, long time no see!“

„Hast du die Quelle wiedergefunden?“, fragt Mel schroff, ohne ihre Doktoranden erst einmal zu begrüßen,

was zeigt, dass sie wirklich erschöpft ist, und lässt sich auf einen der Drehstühle fallen.

Tim nimmt ihr gegenüber Platz. „Nein, langsam wird es echt blöd.“ Ausnahmsweise sieht er richtig ernst aus. „Ich habe keine Ahnung, wo ich noch suchen soll.“

„Vielleicht hat Rüdiger sie benutzt und irgendwo vergessen“, schlägt Mel vor. „Wenn sie hier irgendwo zwischen dem Müll liegt, braucht es den Instinkt eines Sherlock Holmes, um sie aufzuspüren.“

Olli lacht. „Immerhin können wir sicher sein, dass wir sie nicht versehentlich mit einem alten Pizza-Karton weggeworfen haben.“

„Nein, das ganz sicher nicht“, seufzt Mel. „Die sind alle noch da.“ Sie sieht so traurig und erschöpft aus, dass mein Herz ganz schwer wird. Trotzdem reißt sie sich zusammen. „Wie ist der Stand der Dinge?“, fragt sie jetzt etwas freundlicher.

Tim springt sofort auf. „Komm und schau es dir mal an!“, ruft er und strahlt plötzlich stolz wie ein Ritter, der eine Schlacht gewonnen hat. „Wir haben während deiner Abwesenheit richtig gerödelt.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, zieht er Mel aus dem Stuhl und weiter zum Labor. Olli folgt ihnen, und ich folge Olli.

Das Chaos vom Kontrollraum geht nahtlos in das Chaos im Labor über, nur dass hier weniger Pizzakartons und Cola-Flaschen stehen, dafür mehr Schraubendreher, Flansche, Schrauben, Muttern, Unterlegscheiben und Maulschlüssel. Sie liegen über den ganzen Boden verteilt. Man muss aufpassen, wo man hintritt. Über dem

Rohr, also der Beamline, baumeln schmierige Lappen, Kabel und ein Stück zerfleddertes Teflonband. Eine Sprühflasche hängt an einem Ventil, und jemand hat Alufolie in dicken Schichten um irgendwelche Vorverstärker geknuddelt.

Mel stolpert über einen Leak-Detektor, der mitten im Raum steht, und stürzt gegen eine der offenstehenden Schubladen des Werkzeugwagens. „Verdammt!“, ruft sie und reibt sich den Oberschenkel. „Jungs, wir müssen hier aufräumen. Nächste Woche kommen John und Phil. Bis dahin muss der Schweinestall verschwunden sein. Ist das klar?“

Es klingt nur im ersten Moment streng, denn im nächsten sieht es aus, als würde in Mels Gesicht die Sonne aufgehen. Das liegt natürlich nicht an der Unordnung, sondern an dem, was in ihrem Zentrum steht. Es ist ein riesiges Metallgerüst, rund wie eine Kugel, in dem schwarze Röhren stecken, aus denen sich unzählige Kabel und Schläuche winden, und mitten hindurch führt die Beamline, durch die nachher die Teilchen vom Beschleuniger fliegen. Das ganze sieht aus, wie ein gigantisches Klettergerüst auf einem Raumschiff.

„Ihr habt es aufgebaut“, ruft Mel begeistert und drückt Olli, der gerade neben ihr steht. „Ich wusste gar nicht, dass Herr Marsen schon mit dem Gestell fertig ist und ... Ach, ihr seid super!“

Olli versucht sich zu befreien. Seine Ohren sind ganz pink. Das sieht lustig aus. „Ja, ja, Mel, schon gut“, sagt er cool. Aber ich kann sehen, dass er sich freut.

Tim lacht. „Selbstverständlich, Frau Dr. Glanz“, erklärt

er mit einer übertriebenen Verbeugung. „Es steht alles zu Ihrer Verfügung. Wenn ich Ihre Aufmerksamkeit wohl auf das Gastarget lenken darf.“

Das Gastarget ist so etwas wie das Herzstück unseres Experiments. Denn in ihm finden die Reaktionen statt, die Mel mit den Detektoren in den schwarzen Röhren messen will. Das Target ist eigentlich nur eine Metallbox, die mit Gas gefüllt wird und durch die die Teilchen fliegen sollen, die vom Beschleuniger kommen. Einige, also eigentlich nur ganz, ganz wenige Teilchen, reagieren und verschmelzen mit den Gasteilchen zu neuen, schwereren Atomkernen. Auf die kommt es später an.

„Wir haben das Gastarget bereits einmal befüllt und ein Dichteprofil erstellt“, erklärt Tim. „Sieht super aus, genau wie in Ollis Computersimulation.“

Mel bückt sich, um in das Gerüst hineinzuspähen. Ich hocke mich neben sie und sehe durch ein Loch zwischen den schwarzen Röhren auf die Metallbox im Zentrum. Pumpen aller Art hängen unten am Target und auch an anderen Stellen der Beamline, um das Gas dort zu halten, wo es sein soll, und dafür zu sorgen, dass im restlichen Rohr Vakuum herrscht. Je nach Größe surren sie schrill, rattern leise oder röhren dumpf vor sich hin. Der ganze Raum ist erfüllt davon.

Mel strahlt. Ich glaube, sie hat ihren blauen Fleck und das Chaos, über das sie sich eben noch geärgert hat, bereits völlig vergessen. Das ist eben das, was passiert, wenn man hier unten arbeitet. Irgendwann packt jeden von uns die Begeisterung, und man sieht nur noch das Experiment. Dann ist es egal, wie viele Pizzaschachteln

sich auf oder unter den Tischen stapeln und ob in den Cola-Flaschen schon der Schimmel hochkriecht. Das Rattern und Surren der Pumpen wird zur Normalität, genau wie der Geruch nach Schmierfett und die Wärme, die aus den Pumpen strömt. Irgendwann wird man eins mit den Gerüchen, der Wärme, den Schwingungen und Schallwellen. Sie verschmelzen mit dem Raum, den Geräten und unseren Körpern, bis wir alle nur noch ein Teil des großen Ganzen sind. Die Welt um uns herum verschwindet und alles, was zählt, geschieht genau hier vor unserer Nase. Wir sitzen beieinander, beobachten die Ereignisse, die in den Zählern eintreffen und verfolgen die Kurven auf dem Monitor. Ich liebe diese Wochen. Die Wochen, in denen wir experimentieren, wir nennen sie Strahlzeit, das ist Glück pur.

Mel krabbelt wieder hervor und richtet sich auf. „Wie verhalten sich die Detektoren? Schon getestet?“

Olli zuckt mit den Schultern. „Für einen ersten Test haben wir die alte Americiumquelle benutzt. Sie ist nicht mehr top. Aber so können wir die Energieauflösung zumindest abschätzen. Klappt prima, vor allem, wenn die Detektoren gekühlt sind. Aber wenn wir nicht bald die neue Alphaquelle finden, bringt das alles nichts.“ Er zeigt auf die schwarzen Röhren, in denen die eigentlichen Gamma-Detektoren stecken. „Aber die automatische Kühlung funktioniert super. Willst du mal sehen?“

„Wann ist es denn wieder so weit?“

„Jede volle Stunde.“ Olli schaut auf die Uhr. „Also etwa ... jetzt.“

Ich fahre erschrocken zusammen, und auch Mel

springt zurück. Genau in diesem Augenblick hören wir ein fürchterliches Zischen, und einen Moment später sind wir in kalten Nebel gehüllt, der in dicken Wolken aus den Röhren quillt und durch den gesamten Raum wabert.

Olli und Tim prusten los.

„Ich habe Tim auch schon gesagt, dass das eine super Kulisse für einen Horrorfilm wäre“, brüllt Olli gegen den Lärm.

„Das Labor des Grauens.“ Tim schneidet eine Grimasse, sodass Mel lachen muss.

Weil das Zischen so laut ist, gestikuliert sie mit den Händen, dass sie in den Kontrollraum zurückgeht. So sehr ich das Labor und seine Geräusche liebe, diese Kühlanlage gehört ganz sicher nicht dazu. So schnell ich kann, verlasse ich mit Mel und den anderen diese Gruselszene.

Doch im Kontrollraum wartet bereits ER.

Als wir in den Kontrollraum zurückkehren, wartet Alfred Müller mit einer Fuhre Wasserkanister und plaudert mit niemand anderem als meinem Vater.

„Was machst du denn hier?“, frage ich verwundert.

Mein Vater kommt nur selten in unser Labor.

„Ich habe dich gesucht, du warst nicht beim Meeting.“

Mit aller Entschlossenheit, die ich aufbringen kann, versuche ich mich nicht einschüchtern zu lassen. Es ist nichts passiert, das ich erklären müsste. Trotzdem merke ich, dass sich etwas in meinem Bauch verkrampft. „Ich, äh, habe es vergessen.“

„Tut mir leid, die Herrschaften, dass ich euren Familienplausch unterbreche“, dröhnt Alfred Müller dazwischen. „Aber ich habe schließlich nicht den ganzen Tag Zeit. Wo soll ich das Wasser abstellen?“ Er nickt in Richtung des Hubwagens.

„Keine Zeit? Wieso? Wartet Ihre Carrera-Bahn auf Sie?“, neckt Tim und erntet einen verärgerten Blick.

Am Lehrstuhl ist es ein offenes Geheimnis, dass Alfred in einem der vielen Abstellräume eine ziemlich aufwendig restaurierte Carrera-Bahn unterhält. Rüdiger hatte nie etwas dagegen und ich eigentlich auch nicht. Wer einmal Alfreds Frau getroffen hat, kann seinen Hang zu ‚Überstunden‘ bestens verstehen. Trotzdem hätte ich mir gewünscht, dass Tim in Anwesenheit meines Vaters etwas zurückhaltender wäre. Ich spüre förmlich die unausgesprochene Mahnung, die hinter der steifen Miene meines Vaters lauert. Ich habe unser Team längst nicht so im Griff, wie er sich das vorstellt. Doch so schlimm, wie er tut, ist es nun auch nicht.

„Ist eben geliefert worden“, brummt Alfred und kratzt sich demonstrativ den Rücken. „Konnte die Fuhre wohl schlecht auf der Straße stehen lassen, um euch Rotzlümmel zu suchen.“

„Vielen Dank, dass Sie sich gekümmert haben“, sage ich freundlich.

Mein Vater schnaubt.

Alfred Müller schaut verdrießlich in die Runde. „Das nächste Mal könnt ihr gefälligst Leitungswasser nehmen. Das spart mir eine Menge Arbeit.“

„Ach, Herr Müller, dann würden Sie sich am Ende noch langweilen“, lacht Tim gutmütig.

„Pah!“ Alfred Müller macht eine wegwerfende

Handbewegung.

„Sie können die Kanister in die Kammer hinter dem Kontrollraum bringen“, schlage ich vor.

„Besser wäre es, sie direkt ins Labor zu stellen“, wirft Olli ein, „bevor wir sie später hin- und hertragen müssen, meine ich.“

„Soll ich die Palette etwa über euren Dreck schweben lassen, oder wie stellst du dir das vor? Nee! Da werden die Herren Studenten wohl selbst ranmüssen. Harte Arbeit hat noch keinem von euch geschadet.“

Olli verzieht das Gesicht.

Tim boxt ihm in die Seite und flötet „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“

„Recht so“, brummt Alfred Müller sichtlich zufriedener.

Schnell drehe ich mich ab, sodass mein Vater mein Grinsen nicht sieht. Tim und Olli sind zwar unordentlich und frech, aber auch die zuverlässigsten und fähigsten Doktoranden, die ich je hatte. Doch ich war zu langsam.

Aus den Augenwinkeln bemerke ich, dass mein Vater mich verärgert mustert. Er hebt eine leere Cola-Flasche hoch, dreht sie in seinen schlanken Händen und stellt sie mit einem abfälligen Schnauben wieder zurück auf ihren Platz. „Was habt ihr denn Schönes in den Kanistern, Mel?“, erkundigt er sich kühl.

Doch bevor ich etwas erklären kann, richtet Alfred Müller sich zu seiner stolzen Größe von einem Meter fünfundsechzig auf und antwortet: „Etwas ganz Exquisites, Herr Professor. Schweres Wasser. Es sieht aus wie Wasser, riecht wie Wasser, ist nur tausendmal teurer als Wasser und absolut tödlich.“ Er wischt sich mit einem schmuddeligen Taschentuch über die

Stirn und lässt sich in einen der Drehstühle fallen, der quietschend unter ihm nachgibt. „Mann, hier kommt man ganz schön ins Schwitzen. Habt ihr nicht ein kaltes Getränk für einen alten Mann?“

Tim grinst. „Ach, Herr Müller, für Sie immer. Cola?“

„Wo sind wir denn hier? Habt ihr Jungs kein anständiges Bier?“

„Ich schau mal nach.“ Olli folgt Tim in Richtung Küche.

„Schweres Wasser“, stellt mein Vater fast. Es klingt nicht wie eine Frage. Wahrscheinlich ist es nur eine Möglichkeit, das Gespräch wieder aufzunehmen.

Trotzdem antworte ich. „Wir brauchen es als Moderator für die Neutronen.“

Er nickt gleichgültig und kommt auf das eigentliche Thema. „Wieso warst du heute nicht ...“

„Möchten Sie auch ein Bier, Professor Glanz?“, fragt Olli in diesem Moment und bietet meinem Vater eine gut gekühlte Flasche an, während ich erleichtert auf den Stuhl neben Alfred sinke.

„Danke, nein. Ich ziehe es vor, Arbeit und Freizeit zu trennen“, erklärt mein Vater sachlich. „Ich zumindest habe heute noch einiges zu tun.“

„Mel?“ Tim lässt sich neben mich in einen Stuhl fallen und hält mir eine Flasche hin.

Ich zögere. Ich weiß, dass mein Vater mich beobachtet. Nach all der Arbeit, nach all dem Stress der letzten Monate und diesem wirklich anstrengenden Tag habe ich wahnsinnige Lust auf ein kühles Bier. Einfach nur für einen Moment zusammensitzen, etwas trinken, auf Tims und Ollis Mühen anstoßen und das weitere Vorgehen planen. So wie früher.

Doch ich traue mich nicht. Ich habe das Gefühl, dass ich meinen Vater um Erlaubnis bitten muss, mehr noch, dass ich mich bei ihm entschuldigen sollte. Aber wofür?

Um seinen Augen auszuweichen, starre ich angestrengt auf einen nicht vorhandenen Fleck auf dem Boden. Ich kann seinen stummen Vorwurf nicht ertragen. Unser Verhalten missfällt ihm. Das weiß ich. Er, der sich nie von einem Mitarbeiter oder gar Studenten duzen lassen würde, verachtet unser Geplänkel und unsere Vertraulichkeit. Seiner Ansicht nach zeugt es von Respektlosigkeit, genau wie das Chaos um uns herum. Alles wirft ein schlechtes Licht auf mich, seine Tochter, kommissarische Leiterin dieses verkommenen Lehrstuhls. Für ihn ist es Beweis genug, dass ich in meinen Führungsqualitäten ebenso versage wie Rüdiger vor mir. Auch von meinem Chef hatte er keine hohe Meinung. Und ich bin in seinen Augen noch schlimmer, zu nett, zu liebenswürdig, zu weich. Deshalb trampeln alle auf mir herum. Jeder tut, was er will. So sieht mein Vater die Welt. So beurteilt und verurteilt er jeden, insbesondere mich. Seinem Urteil bin ich schutzlos ausgeliefert. Das Schlimme ist, dass ich dieses Urteil fürchte, mehr als alles andere.

Dabei habe ich mich bemüht. Ich habe alles gegeben. Ich habe diese verdammte Vortragsreise gemacht, habe in tausend Gremien meine Fünfcnt-Gedanken beigesteuert. Ich übernehme Vorlesungen, lasse mich in einen Stromkäfig sperren, schaffe es sogar, Doreen zum Arbeiten zu bewegen, Prüfungen abzunehmen und nebenbei mit der Frauenbeauftragten einen Kaffee zu trinken, als hätte ich alle Zeit der Welt. Nach Hause fahre ich nur noch zum Schlafen, und selbst das kommt offensichtlich viel zu kurz. Ich verbringe

alle Tage und einen guten Teil meiner Nächte im Büro, alles nur um es ihm recht zu machen, damit er zufrieden, damit er stolz auf mich ist.

Jetzt, nach Monaten, sitze ich zum ersten Mal wieder im Kontrollraum, sauge die gute alte Laborluft in mich ein und stelle mir vor, dass es bald wieder losgeht, dass wir bald wieder messen und mein altes Leben endlich wieder beginnt. Doch da kommt er, zerstört jede Hoffnung und zeigt mir mit aller Deutlichkeit, dass es ihm immer noch nicht reicht. Was ich auch geleistet habe, es ist nicht genug. Es wird nie genug sein. Ich möchte heulen. Ich möchte mich verkriechen. Doch das kann ich nicht. Ich bin hier, mit meinem Team. Und mein Vater steht zwischen uns, im leeren Raum, wie eine stumme Mahnung.

Etwas schmerzhaft Dunkles steigt in mir auf und nimmt Besitz von meinen Gedanken. Es drängt mich, zwingt mich zu handeln. Ich muss etwas tun, muss alles wiedergutmachen. Ich muss aufräumen, Ordnung schaffen, meine Kollegen rügen, ob ich will oder nicht. Ich muss meinem Vater beweisen, dass ich es kann, dass ich es wert bin, von ihm geliebt zu werden. Ich muss ihm gehorchen, so wie ich immer gehorcht habe.

Doch genau in diesem Moment, in dem ich hin- und hergerissen bin zwischen schierer Erschöpfung und ungewolltem Aktionismus, in dem alle Last, alle Verantwortung und alle widersprüchlichen Emotionen drohen, wie ein unheilvoller Tsunami über mir zusammenzubrechen, in diesem Moment spüre ich eine Hand, die sich sacht auf meine Schulter legt.

Ich wage es nicht, den Kopf zu drehen. Ich weiß, ich würde nichts sehen. Dennoch ist sie da. Sie ist warm und leicht wie

die Hand eines Kindes und seltsam beruhigend. Sie hat etwas Tröstendes.

Plötzlich durchströmt mich eine unglaubliche Ruhe. Die gerade noch unerträgliche Last hebt sich. Das krampfartige Ziehen in meinem Bauch löst sich auf, bis nur noch ein warmes Kribbeln bleibt. Stille legt sich über meine Gedanken. Alles wird hell und warm. Die kleine Hand ruht sanft auf meiner Schulter. Sie tut nichts. Und doch fühle ich mich plötzlich erlöst.

„Alles wird gut“, flüstert eine helle Stimme. „Ich bin ja bei dir.“

Ich schaue auf. Da ist niemand. Natürlich nicht. Eigentlich müsste ich jetzt in Panik verfallen, fliehen, wer weiß wohin. Ich höre eine Stimme. Ich spüre eine unsichtbare Hand. Und dennoch ist nichts davon bedrohlich. Im Gegenteil. Wie ein Engel steht etwas neben mir, etwas, das ich nicht fassen kann. Aber ich habe das sichere Gefühl, dass es mich beschützt.

Unendlich weit entfernt vernehme ich die Silhouetten von Olli, Tim und Alfred Müller, und irgendwo zwischen ihnen steht mein Vater. Seine blassen Augen fixieren mich, sie versuchen, sich in meine Seele zu bohren. Ich spüre sie deutlich. Doch der Drang aufzuspringen und artig die unausgesprochenen Erwartungen zu erfüllen, ist verblasst. Etwas hält mich zurück, etwas, das immer schon da war, etwas, das tief in mir verborgen lag.

Was es auch ist, es zieht mich in mich selbst hinein. Ich beginne mich zu drehen, zu verwirbeln. Und nicht nur ich. Alles um mich herum rotiert in einem Strudel, der sich immer wilder dreht. Der Stuhl, auf dem ich sitze, meine Kollegen, mein Vater, der ganze Raum. Alles kreist um eine gemeinsame

Mitte, irgendwo in mir drin. Mir wird schwindelig, als ich für einen Moment die Orientierung verliere. Dann finde ich mich wieder.

Das Komische ist, dass ich meinen Körper verlassen habe. Mein Körper, sitzt nach wie vor auf dem Stuhl. Aber ich stehe neben ihm, etwa dort, wo die unsichtbare Hand und ihre Stimme hergekommen sind. Ich beobachte mich von außen wie eine Fremde, die mit zusammengesunkenen Schultern auf ihrem Stuhl kauert. Nun ist es meine eigene Hand, die auf ihrer Schulter ruht.

Erstaunlicherweise verschafft mir diese verdrehte Perspektive eine bislang unbekannte Klarheit. Ich sehe meine Welt von außen. Ich sehe mich, meine Mitarbeiter und in ihrer Mitte meinen Vater, der überdimensional groß über alles hinausragt. Zum ersten Mal erkenne ich, dass er mich in die Rolle seines kleinen Mädchens zwingt, ihm ausgeliefert. Eine willenlose Marionette in seinen Händen. War mir das nie bewusst? Sein Blick reicht aus, um das schlechte Gewissen in mir tanzen zu lassen. Seine Anwesenheit löst in mir ein Pflichtgefühl aus, gekoppelt mit der wahnsinnigen Sorge, ihn zu enttäuschen, und dem brennenden Wunsch, ihm zu gefallen. Es sind nicht meine Wünsche, denen ich nacheifere, nicht meine Ziele. Warum habe ich das nie gesehen? Wie konnte ich so blind sein? Ich habe all die Jahre meine eigenen Sehnsüchte und Hoffnungen verleugnet, habe mich selbst betrogen für das eine Ziel, meinem Vater zu gefallen.

Und er? Er hat es gewusst. Er hat es immer gewusst. Und er setzt es voller Absicht gegen mich ein.

Die Erkenntnis trifft mich wie ein Blitz. Sie durchfährt mein Bewusstsein mit beißender Reinheit und hinterlässt im

Hinausströmen nur einen einzigen Gedanken: Ich will, dass es aufhört. Ich kann es nicht länger ertragen, ich will es nicht länger ertragen.

Eben noch wäre mir dieser Gedanke wie Verrat vorgekommen. Irgendwie ist er das auch. Ich stelle alles infrage, worauf ich mein Leben lang gebaut habe. Der Grund meines Daseins versinkt im Treibsand dieser Erkenntnis. Für einen kurzen Moment versuche ich, den Sand zu fassen, zu begreifen. Doch je fester ich meine Hände um ihn schließe, desto schneller rinnt er mir durch die Finger. Doch das ist nicht schlimm. Er hinterlässt kein Vakuum, sondern Fragen. Fragen, die ich nie zu stellen gewagt habe, aber endlich stellen muss. Wer bin ich? Was möchte ich? Wo soll mich mein Leben hinführen? In mir herrscht keine Leere. Nein! Es ist Fülle, es ist Vielfalt, es ist ein nie gekanntes Reichtum.

Seltsam. Die gerade aufgeworfenen Fragen erfüllen mich mit Ruhe. Sie bohren nicht. Sie liegen auf meiner Seele und scheinen geradezu geduldig ihre Antwort zu erwarten. Alles wird gut. Ich werde die Antworten finden.

Wieder wechsele ich den Körper. Dieses Mal geht es leichter, ohne Sturm und Wirbel. Auf einmal bin ich wieder ich. Ich sitze in meinem Drehstuhl. Nur eines ist anders. Ich bin anders. Ich fühle mich reicher. Es ist, als würde ein verlorener Teil langsam in mir nachwachsen oder zu mir zurückkehren. Genau weiß ich es nicht. Noch nicht. Ich spüre nur, dass dieser Teil mich vervollständigen wird. Schon jetzt erfüllt er mich mit Wärme und Nähe, wie ich sie lange nicht mehr gespürt habe. Tief in mir gedeiht eine Stärke, von der ich nicht ahnte, dass es sie gibt. Noch ist sie nicht ausgereift. Es wird Zeit brauchen. Aber ich kann warten.

Seitdem Tim mir das Bier angeboten hat, ist maximal eine Zehntelsekunde vergangen. Niemand hat mein Zögern bemerkt. Es ist, als hätten die Uhren still gestanden, während in mir ein Sturm gewütet hat. Ich schaue auf und sehe den stechenden Blick meines Vaters und die kühle Flasche in Tims Hand. Ein Tropfen Kondenswasser rinnt unendlich langsam am Glas hinab.

Tims Frage hängt noch in der Luft. „Mel?“

„Gerne“, antworte ich laut.

„Wir sehen uns später.“

Ich bemerke die Kälte in der Stimme meines Vaters. Doch ich antworte nicht. Ich nicke ihm zu, freundlich, aber ohne schlechtes Gewissen.

„Na dann mal prost“, brummt Alfred.

Unsere Flaschen schlagen hell aneinander, während die Glastür hinter meinem Vater dumpf ins Schloss fällt.

Samstag, 18. April

Meine Mutter streichelt mir über das Haar. „Alles wird gut“, haucht sie sanft in mein Ohr. „Du hast nur geträumt.“

Ich liege in ihrem Arm und schluchze. Kati steht neben uns und sieht mich an.

„Du musst nicht traurig sein, Mel“, sagt sie und drückt mir ihren Teddy in den Arm. „Wir teilen ihn.“

„Wo ist denn dein Teddy?“, fragt meine Mutter.

Aber ich kann nicht antworten. Ich weiß nicht, wie ich es ihr erklären soll. Mein Teddy hat sich über Nacht verwandelt. Er ist zu einem Mann geworden, einem Mann mit Bart und Brille und stechenden Augen. Einfach so.

Ich wache auf. Es ist Samstagmorgen, sieben Uhr, und ich bin tatsächlich nervös. Dabei habe ich noch ein paar Stunden Zeit, bevor ich Phil vom Flughafen abholen werde. Natürlich könnte er die S-Bahn nehmen. Aber immerhin kommt er extra nach Bochum, um uns zu helfen. Das rede ich mir zumindest ein, während ich mich anziehe, dreimal umziehe, mich schließlich für eine schlichte Jeans und ein enges T-Shirt entscheide und meine Wimperntusche.

Auf dem Weg zum Flughafen fahre ich an der Uni vorbei, um schnell ein paar Fotos für meinen Vortrag am Gran Sasso zu machen. Die Konferenz ist zwar erst in ein paar Monaten. Doch ich denke, es wäre nett, die verschiedenen Stadien unseres Aufbaus zu dokumentieren.

Als ich endlich am Flughafen ankomme, fehlt von Phil jede Spur. Sein Flieger ist längst gelandet, die meisten Reisenden

haben bereits ihre Koffer am Zoll vorbei in die Ankunftshalle geschleppt, und ich überlege gerade, was ich tun soll, als Phils roter Lockenkopf hinter den Schiebetüren erscheint. Sofort hebe ich die Hand, doch statt zu winken, lasse ich sie wieder sinken. Eine winzige, uralte Asiatin hängt an seinem muskulösen Arm und schnattert munter vor sich hin. In diesem Moment entdeckt mich auch Phil. Er deutet mit einem Kopfnicken auf seine Begleitung, formt mit den Lippen ein „Sorry“ und zwinkert mir zu, sodass mein Herz einen kleinen Hüpfen macht. Mit wackeligen Knien gedulde ich mich, während Phil seine Begleitung in die Hände der wartenden Großfamilie übergibt, sich eine abgenutzte Reisetasche über die Schulter wirft und zu mir herüber schlendert.

„I didn't know you are quite a gentleman“, necke ich ihn und strecke ihm die Hand zum Gruß hin.

Phil ignoriert die Formalität. Er packt mich mit beiden Händen und wirbelt mich durch die Luft. Dann stellt er mich vorsichtig ab und erklärt ebenfalls auf Englisch: „So begrüßen wir gute Freunde in Kanada!“

Lachend befreie ich mich aus seinen Armen. „Lass uns deine Sachen ins Auto laden und dich zu deiner Unterkunft bringen.“

„Und dann?“

Wir haben die Ankunftshalle verlassen und überqueren die Straße zum Parkhaus. Und dann? Eigentlich wollte ich zurück zur Uni fahren und arbeiten, obwohl ich keine große Lust habe. Vielleicht könnte ich freinehmen. Immerhin ist Samstag, und ich war ewig nicht mehr aus.

Plötzlich kommt mir der Gedanke abwegig vor, und ich ärgere mich über mich selbst. Phil ist gekommen, um uns im Labor zu unterstützen. Welchen Eindruck macht es, wenn ich

jetzt faulenze? Bestimmt würde er gerne den Aufbau sehen.

„Ich könnte dir den Kugel-Detektor zeigen“, biete ich daher an.

Phil schüttelt den Kopf, sodass sein Pferdeschwanz spöttisch hin und her wippt. „Du möchtest heute ins Labor?“

„Na ja, ich müsste sowieso noch etwas erledigen“, erkläre ich unsicher. „Also, wenn du ...“

Phil folgt mir die Treppe hinauf zum Parkdeck, und ich höre ihn hinter mir leise glucksen. „Gut. Dann gehen wir ins Labor. Ich bin sehr gespannt“, erklärt er schließlich. Es klingt, als würde er sich amüsieren.

Verwundert drehe ich mich um und stolpere prompt über die letzte Stufe. Nur weil Phil geistesgegenwärtig meinen Arm einfängt, falle ich nicht auch noch auf den Hintern.

„Hast du Lust, danach etwas essen zu gehen?“, fragt er.

Er hält immer noch meinen Arm. Weil er eine Stufe unter mir steht, sind unsere Augen exakt auf einer Höhe.

„Essen?“, wiederhole ich wie ein hypnotisiertes Kaninchen.

„Ja, essen.“ Phils Augen funkeln belustigt.

„Äh, ja, natürlich. Essen.“ Mein Hirn ist leer. Ich muss mich zwingen, meinen Blick von diesen blauen Augen zu lösen, sonst werde ich nie wieder in der Lage sein, etwas Normales zu sagen. Mit aller Kraft wende ich mich ab, laufe tatsächlich ohne zu stolpern die letzten Schritte bis zu meinem Wagen und schaffe es sogar, im Laufen die Schlüssel aus der Tasche zu kramen. Immerhin schaltet sich auf dem Weg mein Gehirn wieder ein.

„Hast du Lust, in den Irish Pub zu gehen?“ Erleichtert stelle ich fest, dass meine Stimme ganz normal klingt.

Phil nickt. „Hört sich gut an.“

Er wirft seine Tasche in den Kofferraum, hält mir die

Fahrtür auf und steigt dann selbst auf der Beifahrerseite ein.

„Los geht's?“, fragt er.

Ich nicke und starte den Wagen.

Also, eines ist mal sicher: Ich mag Phil nicht! Ich weiß gar nicht, warum Mel so aufgedreht ist. Was ist denn so toll an diesem Kerl mit seinen Zottelhaaren und dem blöden Dauergrinsen?

Ich laufe hinter den beiden her zum Gästehaus. Mel hat das Auto auf dem Parkplatz abgestellt und Phil den Schlüssel für sein Apartment gegeben. Das heißt, jetzt wäre ein guter Zeitpunkt, sich zu verabschieden. Der soll erst einmal duschen. Stattdessen begleitet sie ihn noch zur Tür. Dabei sehen sie sich gleich wieder, und ich möchte Mel jetzt für mich haben, besonders wenn ich sie heute Abend wieder mit diesem Typen teilen muss.

Es war so schön, die ganze letzte Woche. Und es wird immer besser. Mel spürt mich. Wirklich! Sie fühlt meine Hand und hört sogar meine Stimme. Also nicht so wie damals in ihrem Büro. Ich bin jetzt vorsichtiger. Ich glaube, für Mel fühlt es sich so an wie eine innere Stimme. Aber das ist erst einmal egal. Denn diese innere Stimme sagt genau das, was ich sage. Ich kann dafür sorgen, dass Mel glücklich ist. Dann summe ich ein fröhliches Lied. Oder ein langsames, wenn sie Ruhe braucht. Ich kann ihr nette Sachen ins Ohr flüstern oder sie streicheln. Und sie spürt alles. Wir haben jetzt eine ganz besondere Verbindung. Wir sind uns so nah wie nie. Da hat mir so ein blöder Phil gerade noch gefehlt.

Eigentlich ist ER daran schuld. Also, nicht an Phil,

sondern daran, dass Mel und ich jetzt so innig miteinander verbunden sind. Ich müsste ihm dankbar sein. Alles hat an diesem Nachmittag im Labor begonnen, als ER Mel wieder seinen Willen aufzwingen wollte. Da hätte ich mich am liebsten versteckt, oben auf der Kontrolleinheit, weit weg von ihm. Aber ich habe es nicht getan. Denn ich hatte furchtbare Angst um Mel. Sie war so verzweifelt und ausgebrannt und wusste einfach nicht mehr weiter. Sie brauchte dringend Hilfe. Sie brauchte mich. Deswegen habe ich all meinen Mut zusammengenommen und mich genau neben sie gestellt. Ich bin ihr nicht von der Seite gewichen. Dabei habe ich mir immer wieder gesagt, dass ER mir ja gar nichts tun kann, weil ER mich nicht sieht. Aber ganz sicher war ich mir nicht. ER ist so unheimlich. Trotzdem habe ich irgendwie durchgehalten. Und dann habe ich meine Hand auf Mels Schulter gelegt und versucht, all meine Kraft in Mel hineinzuleiten so wie Strom, der durch ein Kabel fließt. Das klingt jetzt vielleicht ein bisschen abgedreht. Doch es hat geklappt. Ich habe genau gespürt, wie ihr Körper unter meiner Hand immer kräftiger wurde. Dann hatte ich noch eine Idee. Und ich habe ihr ins Ohr geflüstert, dass alles gut wird und ich bei ihr bin, so wie Mama es immer gesagt hat, wenn sie uns getröstet hat, damals als Mel und ich noch eine Einheit waren. Und endlich hat Mel gesehen, was ihr Vater mit ihr macht, dass ER immer sein gemeines Spiel mit ihr spielt, in dem ER entscheidet, und sie tut, was ER sagt. Ich glaube, wenn man das einmal durchschaut, verliert es seine Kraft. Deswegen hat es plötzlich nicht

mehr funktioniert, und Mel konnte endlich sie selbst sein. Das war großartig. Ich habe neben ihr gestanden und konnte es gar nicht fassen. ER war natürlich total eingeschnappt. Wahrscheinlich hat ER gar nicht verstanden, wie das passieren konnte.

Seitdem geht es Mel richtig gut. Sie hat das Gefühl, dass etwas zu ihr zurückgekehrt ist. Sie weiß natürlich nicht, dass ich dieses Etwas bin. Doch bald wird sie es erfahren. Nicht mehr lange, dann kommt der Augenblick, auf den ich so viele Jahre gewartet habe. Aber erst muss Phil verschwinden! Ich muss warten, bis Mel wieder Mel ist und nicht die dumme Pute, deren Gefühle nur um diesen Kerl kreisen.

Phil und ich haben die letzten beiden Stühle im Irish Pub erobert. Sie stehen in einer Nische zwischen der Bar und dem Eingang zu den Herrentoiletten. Als Tisch dient uns ein altes Holzfass. Der Pub ist gerappelt voll, denn gleich soll eine Band namens Purple Shamrocks auftreten. Wenn ich das vorher gewusst hätte, hätte ich etwas anderes vorgeschlagen. Ich gehe so selten aus, dass ich gar nicht daran gedacht habe, dass heute Samstag ist, was bedeutet, dass vermutlich alle Kneipen, Bars und Cafés im Bochumer Bermudadreieck hoffnungslos überfüllt sind. Immerhin gibt es Fish and Chips, und ich habe heute einen Heißhunger auf ungesunde, fetttriefende Nahrung.

Eine junge Irin in grünem Polo-Shirt stellt zwei frisch gezapfte Guinness vor uns ab, auf deren Schaumkrone jeweils ein Kleeblatt prangt.

„Ich liebe Deutschland.“ Phil hebt sein Pint und zwinkert mir zu. „Hübsche Mädchen und gutes Bier.“

„Der Pub ist eher eine irische Enklave“, stelle ich fest.

„Ehrlich?“ Er schaut sich verwundert um.

Ich muss lachen, weil ich mir nicht vorstellen kann, dass er das eindeutig irische Ambiente übersehen hat.

„Wusstest du, dass ich Teil-Ire bin?“, fragt er.

Ich schüttele den Kopf.

„Die Eltern meiner Großmutter stammen aus Dublin.“

„Das erklärt deine Haarfarbe.“

Seine Antwort kann ich nicht verstehen, weil in diesem Moment ein fürchterlicher Ton aus dem Lautsprecher pfeift und die Band ankündigt.

„Sorry!“, ruft jemand.

Dann setzt die Musik ein, guter Irish Folk. Schade nur, dass ich die Musiker nicht sehen kann. Ich starre auf eine Reihe Hintern in diversen Größen.

„Wir werden hier niemals wieder rauskommen“, stellt Phil fest. Zumindest glaube ich, dass er das gesagt hat. Wegen der Musik ist er kaum zu verstehen.

„Auf eine lange Nacht“, brülle ich zurück und hebe mein Bier.

Da ich seine Antwort wieder nicht verstehe, rutsche ich näher an ihn heran. Er beugt sich zu mir herüber, sodass seine Lippen fast meine Wangen berühren. Dabei löst sich eine rote Locke aus seinem Pferdeschwanz und kitzelt mich am Hals.

„Macht nichts. Jetlag“, flüstert seine Stimme dicht neben meinem Ohr.

Ich wende den Kopf, um zu antworten, dabei strömt mir der frische Duft von Phils Shampoo in die Nase.

„Here you are.“ Ein riesiger Teller Fish and Chips landet auf unserem Bierfass.

„Das ... äh ... sieht gut aus.“ Ich merke, dass ich stottere. Hoffentlich hat er es nicht gehört.

„Wow“, sagt Phil, oder etwas Ähnliches. Er schaut jedenfalls beeindruckt auf die Platte und reibt sich die Hände.

Mit einer Geste fordert er mich auf, mich zuerst zu bedienen. Ein echter Gentleman. Und sehr sexy. Nein! Wenn ich diesen Gedanken nicht schnell und sicher verbanne, wird das mit der Zusammenarbeit verdammt schiefgehen. Ich kann ja kaum einen vernünftigen Satz herausbringen, wenn er mich ansieht. Wie soll ich mathematische Gleichungen lösen, Kurven kalkulieren oder im Labor unter Zeitdruck die richtige Entscheidung treffen? Ich nehme die Gabel, drücke sie vorsichtig in ein saftig aussehendes Stück frittierten Fisches und schiebe es mir in den Mund.

Phil beobachtet mich. Als ich genüsslich den Kopf neige, bedient auch er sich, ohne Besteck. „Fingerfood“, erklärt er und nimmt mir sanft die Gabel ab.

Wir verschlingen die riesige Portion Fish und Chips in weniger als zehn Minuten und lehnen uns satt und zufrieden in unseren Stühlen zurück. Zwei Pints später, als die Purple Shamrocks eine Pause machen, richte ich mich wieder auf. „Das war gut.“

Phil lacht. „Das Bier, die Band oder das Essen?“

„Alles. Ich war ausgehungert!“

„Gut. Und jetzt?“

„Jetzt warten wir auf die zweite Runde.“

„Guinness, Fish and Chips oder Musik?“

„Bier und Musik“, entscheide ich. „Es sei denn, du möchtest noch etwas zum Nachtisch.“

Phil sagt nichts, aber sein Grinsen wird breiter, und mir

wird klar, dass ich gerade etwas ziemlich Blödes gesagt habe. Wahrscheinlich glühe ich wie eine Rotlichtlampe. Dabei hatte ich mir fest vorgenommen, jeden Gedanken in diese Richtung zu unterdrücken. Ich sollte wirklich kein Bier mehr trinken und vor allem ganz schnell das Thema wechseln. Vielleicht kann ich herausfinden, woran George gestorben ist.

„Wie geht es dir in Kanada?“, frage ich.

„Wie meinst du das?“

„Na weil George nicht mehr da ist. Er war doch dein Chef.“

Phil verzieht das Gesicht. „Mir hat das Thema Nachtsch besser gefallen.“

Ich lächle, lasse mich aber nicht darauf ein.

„Es war nicht immer einfach mit ihm.“

Überrascht schaue ich auf.

Phil zögert und nimmt noch einen Schluck von seinem Bier.

„Er wusste eben sehr genau, was er wollte. Für andere war daneben nicht viel Platz.“ Er schaut mich nicht an, sondern streicht gedankenverloren mit dem Finger über sein Glas.

„Was ist mit deiner Stelle? Warst du nicht in seiner Arbeitsgruppe angestellt?“

„Nein. Also, schon. Früher. Aber das ist echt lange her. Ich versuche gerade, meine eigene Forschungsgruppe aufzubauen. Wusstest du das nicht?“

„Wie kannst du als Techniker eine Forschungsgruppe leiten?“

„Techniker?“ Phil guckt mich verwundert an. Dann hellt sich sein Gesicht auf, und seine Augen blitzen. „Oh Mann, wir haben uns wirklich lange nicht mehr gesehen.“ Sein Blick ist sanft. Er hebt die Hand. Für einen Moment habe ich das Gefühl, dass er mich berühren will und zucke erschrocken zurück. Phil lässt

seine Hand wieder sinken. „Ich war nicht nur ein Techniker. Ich war sogar Ingenieur. Doch jetzt bin ich Doktor der Physik. So wie du.“ Vermutlich sehe ich ziemlich verdattert aus, denn er lacht. Es klingt ein wenig bitter. „Es war echt frustrierend, die Arbeit zu machen und auf den Veröffentlichungen bestenfalls als Letzter genannt zu werden, wenn überhaupt. Irgendwann bin ich zurück an die Uni gegangen und habe Physik studiert. Die meisten Kurse aus meinem Erststudium wurden anerkannt, sodass ich nach einem Jahr schon mit meiner Promotion beginnen konnte. Gerade habe ich einen eigenen Forschungsantrag eingereicht. Ohne George. Wenn alles gut läuft, kann ich Ende des Jahres meine ersten Messungen machen. Die Pläne sind fertig, und ich konnte mir sogar einen Teil von Georges altem Equipment sichern.“

„Das ist ja ...“ Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Überrascht es mich? Schon irgendwie. Auf der anderen Seite vielleicht auch nicht. Ich versuche mich zu erinnern. „Wie bist du auf die Idee gekommen?“, frage ich.

Phil spielt wieder an seinem Glas. „Weißt du, also ... für mich ...“ Er zögert. „Es macht einfach keinen Spaß, in Georges Schatten zu stehen. Er war der große Physiker. Bis hin zum Nobelpreis. Aber weißt du, wer damals eure Ionenquelle gebaut hat?“

Ich schüttele langsam den Kopf. Plötzlich wird mir etwas klar und ich schaudere. „Du?“, frage ich.

Er nickt.

Zum Glück setzt in diesem Moment die Musik wieder ein, denn ich habe keine Ahnung, wie ich reagieren soll. Phil ist der namenlose Ingenieur, der die Ionenquelle für unser Experiment gebaut hat! Warum hat George das nie erwähnt? Ich hatte

geglaubt, Phil wäre irgendein Techniker. Stattdessen ist er der geniale Kopf hinter der Quelle. Ohne seine Konstruktion hätten wir niemals diese Messungen machen können. Die Ionenquelle war das Glanzstück unseres Versuchsaufbaus. Labore weltweit haben diese Apparatur kopiert.

„Immerhin warst du in Stockholm dabei“, brülle ich gegen den Lärm.

Phil zuckt mit den Schultern. Ich weiß nicht, ob er mich nicht verstanden hat oder es eine Geste des Frusts ist.

Also hebe ich mein Glas, in dem noch ein kleiner Rest Bier ist und schaue ihn an. „Los, wir trinken auf uns. Die beiden Fast-Nobelpreisträger.“

Sonntag, 19. April

„Woran ist George eigentlich gestorben?“, frage ich. Keine Ahnung, woher ich endlich den Mut nehme.

Weil Sonntag ist, ist an der Uni nichts los. Phil und ich sind wahrscheinlich die einzigen Menschen weit und breit, denn Phil hat vorgeschlagen, heute schon das schwere Wasser in die Tanks zu füllen, sodass wir nächste Woche, wenn John ankommt, die Messungen starten können. Eigentlich war geplant, dass Tim und Olli das Umfüllen übernehmen. Doch die Arbeit ist ein guter Vorwand, einen weiteren Tag allein mit Phil zu verbringen, ganz unverfänglich natürlich. Wir arbeiten schließlich. Trotzdem kribbelt mein Bauch, wenn ich nur an den gestrigen Abend denke.

Mit der Sackkarre schaffe ich Kanister um Kanister aus dem Abstellraum ins Labor, während Phil auf der Leiter steht und die Behälter in die Tanks leert. Sein Gesicht ist entspannt. Auf seinen Lippen liegt ein leichtes Lächeln, das man jedoch erst auf den zweiten Blick sieht, denn seine Augen sind konzentriert. Er strahlt eine wahnsinnige Ruhe aus wie ein Zen-Mönch, der eins ist mit seiner Aufgabe. Durch sein schmales T-Shirt zeichnen sich seine Muskeln ab, während er mit sicherem Griff einen Kanister nach dem nächsten leert und mir wieder hinabreicht.

Doch meine Frage hat ihn offenbar aus dem Rhythmus gebracht. Ein Schwall schweren Wassers verfehlt die Öffnung des Tanks und rinnt an der Außenwand hinab, sodass sich auf dem Boden eine kleine Pfütze bildet.

„Macht nichts, ist nur Wasser“, stelle ich fest.

„Hast du einen Lappen?“

„Das trocknet von allein. Wie viel brauchen wir noch?“

„Ich würde sagen, noch vier Kanister. Dann ist auch der zweite Tank voll.“

Ich nicke und hole mit der Sackkarre den letzten Nachschub. Wir haben gut kalkuliert. Am Ende ist nur noch ein einziger, zur Hälfte gefüllter Kanister übrig. Alle stapeln sich in einer Ecke des Abstellraums.

„Bringen wir sie zum Recycling?“ Phil streicht sich eine Strähne aus dem Gesicht. Er steht neben mir und wirkt immer noch frisch. Ich hingegen bin verschwitzt wie ein altes Grubenpferd.

„Recycling?“, frage ich matt. Ich bräuchte jetzt dringend eine Dusche.

„Geht es dir gut?“ Er mustert mich amüsiert.

Ich lächle. Ich mag etwas entkräftet aussehen, aber es geht mir gut, sehr gut sogar. „Um die Kanister kann sich Herr Müller kümmern“, beschließe ich, als ich wieder zu Atem komme. „Ich weiß nicht, ob es ein Pfandsystem dafür gibt oder ob wir die leeren Verpackungen entsorgen können.“

Phil zuckt die Achseln. „Also, dann Pause? Sieht so aus, als könntest du eine Erfrischung gebrauchen.“

„Lieber einen Kaffee.“

Phil lacht. „Typisch deutsch! Dir ist warm, und dann kippst du noch etwas Heißes hinterher.“

„Das nennt man wohl kulturelle Unterschiede“, bestätige ich. „Ihr Nordamerikaner trinkt bei jedem Wetter eisgekühlte Cola.“ Noch während ich es sage, fällt mir ein, dass ich nachsehen muss, ob genügend Eiswürfel im Gefrierschrank sind. Wenn John nächste Woche kommt, brauchen wir davon

größere Mengen.

Zusammen schlendern Phil und ich in die Küche und kümmern uns um Eiswürfel und Kaffee.

Ein paar Minuten später machen wir es uns in meiner gemütlichen Ecke bequem. Ich kuschle mich in meinen Ohrensessel und atme den vertrauten Geruch nach zerschundenem Stoff und staubigen Büchern ein. Phil sitzt auf einem der Hocker und umklammert mit beiden Händen eine bunte Kaffeetasse, der leider der Henkel fehlt.

„Also George“, murmelt Phil. Er hat die Augen geschlossen, als würde er sich auf den Geschmack des Kaffees konzentrieren. „Es war eigenartig. Es kam so überraschend. Ich war natürlich nicht dabei. Er ist in seinem Wochenendhaus verstorben, oben in den Bergen. Ich hatte ihn freitags noch gesehen, weil ich etwas mit ihm besprechen musste.“ Phil zögert. „George hat ... also, er hatte sehr viel Einfluss in der Community. Besonders seitdem er diesen Preis gewonnen hat.“

„War das nicht gut für dich?“

„Wie meinst du das?“

„So konnte er dich bei deinem Forschungsantrag unterstützen.“

Ich weiß, dass in den größeren Labors ein harter Kampf herrscht. Es können nur selten mehrere Experimente gleichzeitig laufen, sodass die Zuteilung der Strahlzeit immer ein Problem ist.

Auf Phils Stirn bildet sich eine Falte, als er mir direkt in die Augen schaut. „Nicht ganz“, sagt er langsam. „George ... nun, er war nicht gerade begeistert von meinem Antrag.“

„Oh!“ Als Phil mich ansieht, senke ich schnell den Blick.

„So war er eben. Jedenfalls war ich am Freitag in seinem

Büro, um noch einmal zu versuchen, ihn von meiner Idee zu überzeugen. Ohne seine Stimme hätte ich keine Chance gehabt.“

„Und dann?“

„Nichts dann. Ich hätte mir den Besuch auch sparen können.“

„War er schon krank?“

„Was? Nein. Weiß ich nicht. Er machte einen angespannten Eindruck. Es kann auch nur an dem Licht in seinem Büro gelegen haben. Er sah ungesund aus, so wie diese Leute, die sich nur von Körnern ernähren und behaupten, es sei gesund. Wahrscheinlich war er nur überarbeitet. Am Montag habe ich dann erfahren, dass er tot ist. Soweit ich weiß, ist er im Schlaf gestorben.“

Ich nicke stumm, geschockt, das alles zu hören, nicht nur die Todesumstände, auch das andere. Ich meine, ich habe Phils Forschungsantrag nicht gelesen. Aber so, wie ich ihn bislang kennengelernt habe, kann ich mir nicht vorstellen, dass sein Konzept schlecht ist. Vielleicht hätte George in seiner Akribie noch ein paar Verbesserungsvorschläge gehabt. Doch danach klingt es nicht. Es hört sich eher an, als hätte George andere Gründe gehabt, Phil seine Unterstützung zu verweigern. Aber welche? Fürchtete er die Konkurrenz? Das kann ich mir eigentlich nicht vorstellen. Allerdings hat George auch nie erwähnt, dass es Phil war, der die Ionenquelle entwickelt hatte. Und das ist schon merkwürdig.

„Vielleicht konnte er dir nur nicht zeigen, wie sehr er dich geschätzt hat?“

Phils Blick ist sanft. „Ich glaube nicht, dass er mich geschätzt hat.“

„Die Konstruktion deiner Ionenquelle war genial. Das ist sie immer noch. Wir haben seit drei Jahren eine ganz ähnliche hier, im Prinzip dein Aufbau mit leichten Änderungen wegen unseres Beschleunigers. Ich weiß, dass auch andere Arbeitsgruppen dein Prinzip kopiert haben. Weil es einfach genial ist.“

„Danke, Mel.“

„Außerdem hat er dich nach Stockholm mitgenommen. Das hätte er doch nicht getan, wenn er deine Arbeit nicht würdigen wollte.“

Phil lacht bitter auf. „Er hat mich nicht mitgenommen. Das ist es ja. John Dalen war es, der mich eingeladen hat.“

„John? Wusste er denn Bescheid?“

Phil zuckt die Achseln. „Ich weiß es nicht. Ich glaube, John hat es geahnt. Erzählt habe ich es ihm jedenfalls nicht. Damals war mir gar nicht bewusst, dass ich etwas komplett Neues geschaffen hatte. Es war ja mein erster Job, und ich habe nur meine Arbeit getan. Nach und nach ist es mir klar geworden. In der Laudatio wurde meine Ionenquelle sogar explizit erwähnt.“

„Das ist großartig!“

„Ehrlich gesagt war es ein ziemlich beschissenes Gefühl. Ich habe anonym mitten im Publikum gesessen, zwischen den Ehefrauen und Verwandten, während die drei auf der Bühne die Lorbeeren eingesammelt haben. Ich war eben nur der Ingenieur, genau wie du nur die Studentin warst. So tickt die Welt.“

Phil betrachtet seine Tasse und kippt den Rest des Kaffees in einem Zug hinunter.

„Das tut mir leid“, flüstere ich. „Ich habe es wirklich nicht gewusst.“

Phil lächelt mich traurig an. „Macht es dir nichts aus?“

„Was?“

„Dass du bei den Preisen übergangen worden bist.“

„Wurde ich ja gar nicht. Wie du schon sagst, ich war nur eine Studentin. Die Preise sind für Professoren. Das weiß jeder. Es wird viel zu viel Wirbel um diese Auszeichnungen gemacht. Am Ende waren doch noch viel mehr Menschen beteiligt. Manche mehr, manche weniger. Aber jeder hat seinen Teil beigetragen, bis hin zu Shelly, oder wie hieß diese nette Dame, die damals die Cafeteria betrieben hat? Ohne ihre Muffins wäre ich wahrscheinlich verhungert.“

Phils Augen leuchten immer noch eine Spur wehmütig, aber um seine Lippen spielt ein Lächeln. „Mel, du bist viel zu gut für diese Welt.“ Seine Stimme klingt warm. Ich könnte mich in sie einkuscheln wie in eine weiche Wolldecke. Mein Bauch kribbelt verdächtig. Besser, ich wechsle die Tonart. „Schön, dass du das anerkannt“, necke ich ihn.

Phil erwidert mein Grinsen. „Wer einem solchen Mistkerl sogar Salami schickt, der muss ein guter Mensch sein.“

„Ich nehme an, er hat sie nicht mit dir geteilt.“

„Nein, das hat er nicht. Aber dieses Mal werde ich mir selbst welche mitnehmen.“

„Die Kosten wird selbstverständlich der Lehrstuhl übernehmen. Das schulden wir dir“, erkläre ich großzügig.

Phil lacht, und mein Herz hüpfte vor Freude auf und ab.

„Was machen wir mit dem Rest des Tages?“, fragt er.

„Lust auf einen Ausflug?“

„Nichts lieber als das.“

„Okay. Dann zeige ich dir eine der vielen Perlen des Ruhrgebiets.“

„Einverstanden. Aber nur, wenn ein Biergarten auf unserer Route liegt. Ein kühles Bier in der Sonne, das bekomme ich in Kanada nie.“

„Das kriegen wir hin.“

Wir sind im Landschaftspark Duisburg Nord und mir ist total langweilig. Mel und Phil schlendern unendlich langsam vor mir her. Die beiden haben sich jeder ein Eis gekauft. Nein, falsch. Natürlich hat Phil das Eis gekauft und für beide bezahlt. Er hat Mel nicht einmal gefragt. Er ist einfach zum Stand vorgelaufen und mit zwei riesig großen Eis am Stiel zurückgekehrt. Karamelleis in goldener Schokolade. Was für ein Angeber.

Nun schlecken sie ihr Eis und bummeln mit tausend anderen Ausflüglern durch den Park. Mel zeigt Phil die alte Industrieanlage und erklärt irgendwas. Phil stupst sie daraufhin an. Genau genommen schubst er sie mit seinem ganzen Körper zur Seite, und sie lacht darüber, obwohl sie fast ihr Eis verliert. Sie muss es mit beiden Händen auffangen wie ein kleines Kind, damit es nicht in den Staub fällt. Jetzt sind ihre Finger natürlich mit klebrigem Karamellzeug beschmiert. Aber sie tut, als fände sie es lustig.

Sie muss blind sein, wenn sie nicht sieht, was der Typ mit ihr vorhat. Er lullt sie total ein, spielt den edlen Ritter, und sie fährt voll drauf ab. Hat sie es noch nicht kapiert? Im Grunde macht Phil genau dasselbe wie ihr Vater. Er tut nett und fürsorglich, bis sie sich sicher fühlt. Ich wette, darauf wartet er nur. Er ist jetzt Physiker? Er betreibt seine eigene Forschung, schreibt

eigene Anträge? Und warum ist er dann hier? Von wegen, er hat nichts zu tun.

Mel mag ihm glauben. Sie ist manchmal echt naiv. Aber mal ehrlich: Wie lange wird es wohl dauern, bis Dr. Phil Mel das erste Mal um Rat bitten wird? Sie wird ihm helfen, gute Tipps geben, hier und da etwas an seinen Plänen korrigieren, nur dass niemand weiß, dass dann vielleicht die entscheidende Idee von ihr kam. Niemand außer Phil natürlich. Er wird sie einladen, ihn in Kanada bei seinem Experiment zu unterstützen. Warum auch nicht? Er hat ihr geholfen, sie hilft ihm. Es ist doch echt offensichtlich, was für Phil bei diesem Spiel herausspringt. In Bochum beteiligt er sich an Mels genialem Projekt. Mels Experiment ist ein neuer Meilenstein in der Geschichte der Astrophysik. Und sie hat es sich ausgedacht, ganz allein, auch wenn zunächst Rüdigers Name auf dem Forschungsantrag stand. Weltweit warten die Wissenschaftler bereits auf ihre Ergebnisse. Wenn Rüdiger, George und John für ihren Kram schon einen Nobelpreis erhalten haben, möchte ich nicht wissen, was Mel bald zusteht.

Doch plötzlich ist sie nicht mehr die einzige Wissenschaftlerin im Team. Erst taucht ein zweiter und bald noch ein dritter Forscher auf, die beide später mit dem Erfolg in Verbindung gebracht werden wollen. Dr. Phil, jetzt ein vollwertiger Physiker, wird in der Veröffentlichung am Ende ganz oben genannt werden. Dann wird natürlich sein Name zitiert, wenn sich später jemand auf Mels Ergebnisse beruft. In den Quellenangaben werden ja nur die ersten zwei bis drei

Namen ausgeschrieben. Wie ich Mel kenne, setzt sie Tim und Olli an die Spitze der Autorenliste, dann folgen Phil Burton und John Dalen, wenn die übrige Reihenfolge alphabetisch ist. Wahrscheinlich hat unser Phil sich das alles längst überlegt. Wenn man es so sieht, sind ein kleiner Flirt, die paar Bier und das Eis gut investiert.

Wütend stampfe ich mit dem Fuß auf, aber leider bemerkt mich niemand.

Phil und Mel haben ihr Eis aufgegessen. Von mir aus können wir jetzt nach Hause fahren. Doch Phil will unbedingt noch auf den alten Hochofen klettern, in dem früher das Eisen abgestochen wurde und der jetzt wie ein riesiges Klettergerüst mitten im Park steht. Während die beiden die Stufen hochsteigen und die Aussicht genießen, tut mir alles weh. Mel sieht so glücklich aus, dass sich mein Herz zusammenzieht. Ich will sie warnen. Aber sie hört mich nicht. Ich versuche, sie zu streicheln und ihr ins Ohr zu flüstern. Doch sie dreht sich von mir weg.

„Ich liebe diesen Ort. Ich könnte ewig hier oben stehen“, sagt sie stattdessen zu Phil.

Ich will es ja auch. Ich möchte so gerne zusammen mit Mel die Aussicht genießen. Aber ich kann nicht. Meine Brust schmerzt. Mir ist schwindelig und kotzübel. Und ich habe plötzlich wahnsinnige Angst.

Montag, 20. April

Das Kolloquium am Montagnachmittag ist gut besucht. Ich sitze mit Phil, Olli und Tim in einer der vorderen Reihen und lausche Steffen Bergs rauchiger Stimme. Er hat sich lässig gegen das Pult gelehnt, seine schwarze Lederjacke liegt neben ihm auf einem Stuhl, und sein Blick wandert durch den Raum, während er von den Neuigkeiten an der Goethe-Uni berichtet. Wie es aussieht, hat er den Lehrstuhl ziemlich entrümpelt und die Anlage komplett modernisiert. Schon Ende des Jahres sollen die ersten, noch recht einfachen Experimente mit dem neuen Neutronenstrahl gemacht werden. Wenn alles wie geplant vorangeht, können bald die ersten wichtigen Kernreaktionen gemessen werden.

Mein Vater sitzt in der Reihe vor mir und dreht sich regelmäßig um, um mir bedeutungsvolle Blicke zuzuwerfen. „Siehst du, was man alles schaffen kann, wenn man einen alten Lehrstuhl übernimmt?“, flüstert er stumm.

„Es scheint, als hätten Sie in Frankfurt ganze Arbeit geleistet“, stellt Otto Mannström am Ende des Vortrags fest. „Denken Sie, wir könnten hier in Bochum eine ähnliche Anlage aufbauen?“

Mein Vater zieht hörbar Luft ein.

Steffen schmunzelt, als er zurückfragt: „Wollen Sie mir Konkurrenz machen?“

Otto winkt sofort ab. „Nein, nein. Das ist ja gar nicht mein Gebiet. Es scheint mir nur, als würden die wichtigen Probleme der Astrophysik heutzutage nach moderneren Anlagen verlangen als der, die wir im Keller haben.“

Sein Sitznachbar, er heißt Felix Dietrichs und hat vor knapp drei Jahren den Lehrstuhl für Experimentelle Hadronenphysik übernommen, neigt sich zu Mannström hinüber. „Wenn man denn überhaupt noch in ein abgegrastetes Feld wie die Nukleare Astrophysik investieren will.“ Er hat es nur geflüstert. Doch die Akustik trägt seine Worte durch den gesamten Hörsaal.

Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass mein Vater kurz davor ist aufzuspringen.

Zum Glück hat Steffen bereits zu einer Antwort angesetzt. Gelassen richtet er sich auf, streicht über seinen Dreitagebart und macht einen Schritt auf Dietrichs zu. In seinem Ohr glitzert ein silberner Ring. „Nun, wenn Sie mich fragen, kann ich nur sagen, dass es in der Astrophysik gerade erst richtig losgeht. Und soweit ich weiß, haben Sie zwar einen alten, aber sehr gut gewarteten Tandem-Beschleuniger in ihrem Keller stehen, um den ich Sie ehrlich beneide, ganz zu schweigen von der begabten Forscherin, die ihn bedient.“ Er zwinkert mir zu. Am liebsten würde ich unter meinen Stuhl kriechen. „Um Frau Doktor Glanz mache ich mir keine Sorgen. Mit ihrem Ruf werden sich die renommierten Universitäten um sie reißen. Aber es wäre geradezu eine Verschwendung von Steuermitteln, das Labor zu schließen, und dann mit viel Geld etwas anderes an seine Stelle zu setzen. Finden Sie nicht?“

Nina Bender, die direkt hinter mir sitzt, beugt sich vor: „Sauber gekontert. Ein klarer Punkt für dich, würde ich sagen.“

Ich drehe mich nicht um. Mir ist plötzlich heiß, und ich fürchte, dass meine Wangen leuchten. Diese Aufmerksamkeit ist mir zuwider. Olli hat mir schon seinen Ellbogen in die Seite gerammt. Und ich weiß, dass Phil mich von der anderen Seite beäugt. Weil der Vortrag auf Deutsch ist, wird er nicht viel

verstehen, doch genug, um zu wissen, dass es gerade um mich geht. Stur blicke ich geradeaus, wobei ich mich bemühe, Steffens Schmunzeln auszuweichen.

Als sich der Hörsaal endlich leert, kämpfe ich mich nach vorne durch, um mich bei Steffen zu bedanken.

„Hallo Mel!“, ruft er. Auf seinem Gesicht breitet sich ein Lächeln aus. „Schön, dich zu sehen.“ Er nimmt meine Hand und hält sie eine Spur länger als nötig.

„Ebenso.“

„Wartest du einen Moment? Ich muss mich noch von einigen Leuten verabschieden.“

Keine drei Minuten später steht er wieder vor mir. „Wie sieht es aus? Ich reise erst morgen früh ab. Hast du Lust, heute Abend etwas essen zu gehen?“

„Wo wir uns schon in Frankfurt verpasst haben?“

„Du warst so umschwärmt von edleren Herrschaften, dass für einen Abkömmling des gemeinen Fußvolks einfach kein Platz war.“ Steffen legt dramatisch die rechte Hand auf sein Herz.

Ich grinse. „Ja, edel in der Tat. So einen Kronsaal wie den in Frankfurt können wir dir hier leider nicht bieten.“

„Deine Anwesenheit verzaubert jeden Stall in einen Festsaal“, erwidert Steffen und schlägt so theatralisch die Augen auf, dass ich lachen muss.

Plötzlich legt sich eine kräftige Hand auf meine Schulter. Als ich mich umdrehe, steht Phil hinter mir, und ein heißer Schauer überströmt meinen Rücken.

„Oh, you know each other?“, wechsle ich schnell ins Englische und mache einen Schritt zur Seite.

Steffen zögert, und für den Bruchteil einer Sekunde runzelt

er die Stirn.

„Also, das ist Steffen Berg“, sage ich.

„Phil Burton.“

Die beiden mustern sich. Es liegt eine gewisse Spannung in der Luft, bis Steffen schließlich lächelt.

„Wie sieht es aus? Essen, heute Abend?“

Neben mir verlagert Phil sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen.

„Currywurst?“, schlage ich zögernd vor. „Wenn du schon mal in Bochum bist, gehört das eigentlich zum Pflichtprogramm.“

„Klingt gut“, stimmt Phil sofort zu und rückt näher an mich heran.

Steffen ignoriert ihn. „Gibt es auch eine vegetarische Variante?“

„Nicht, dass ich wüsste“, antworte ich verlegen. Mir ist die Situation gerade entschieden zu heikel. Am liebsten würde ich mich zurückziehen. Nur dafür ist es zu spät.

Nach einigem Hin und Her einigen wir uns auf Sushi und verabreden uns alle für acht Uhr in der Innenstadt.

„Ihr seid also Konkurrenten?“, fragt Tim, kaum dass der Kellner die Getränke gebracht hat. Ich habe ihn und Olli ebenfalls eingeladen, uns zu begleiten. Nach dem Kolloquium hatte ich das Gefühl, dass ich heute Abend ihren Beistand brauchen könnte. Leider hatte Olli schon andere Pläne.

Steffen schaut belustigt von seinem grünen Tee auf. „Nein, so würde ich es nicht sagen“, meint er, während ich fast gleichzeitig „in gewisser Weise“ murmle.

„Ich denke, unsere Forschungsergebnisse ergänzen sich

eher, als dass wir miteinander konkurrieren“, stellt Steffen klar. „Und was die Jobsituation angeht, habe ich keine Ambitionen, die Mel gefährlich werden könnten. Frankfurt gefällt mir. Ich werde mich weder hier noch in München bewerben.“

„Kann es denn sein, dass ein anderer deinen Lehrstuhl übernimmt?“, fragt Tim verwundert.

„Möglich“, wehre ich ab. Eigentlich möchte ich jetzt nicht darüber reden.

„Was wird dann aus Olli und mir?“

„Keine Sorge, eure Arbeiten kann auch jemand anderes betreuen.“

„Und was wird aus dir?“, wirft Steffen ein, während er mir und sich selbst Tee nachschenkt.

„Im Moment steht noch gar nicht fest, ob Rüdigers Stelle überhaupt ausgeschrieben wird.“

„Sei dir da nicht so sicher.“ Steffen schaut mir fest in die Augen. „Tobi Neuer steht schon in den Startlöchern.“

„Der möchte bestimmt lieber in München bleiben.“

„Der Typ ist ein alter Schmierlappen. Ich würde ihm keine zwei Meter über den Weg trauen“, antwortet Steffen kaum hörbar. Dann sagt er laut: „Nun, falls du einen neuen Job suchst, ich würde dich sofort einstellen.“

„Du kannst auch bei mir anfangen“, bietet Phil umgehend an und legt seinen Arm lässig auf die Rückenlehne meines Stuhls.

„Dann ist meine Zukunft ja gesichert.“

Steffen beobachtet Phil und mich. Er sitzt uns gegenüber und nippt an seinem Tee. „Trotzdem könntest du dir Frankfurt anschauen“, schlägt er vor. „Dann kann ich mich für den heutigen Abend revanchieren und dir ein gutes veganes

Burger-Restaurant zeigen.“ Er spricht mit mir, aber seine Aufmerksamkeit ist eindeutig auf Phil gerichtet.

Phil fixiert Steffen ebenfalls. „Vegane Burger, was soll daran gut sein?“

Offensichtlich ist der Kampf eröffnet.

„Vielleicht, dass in einem veganen Burger kein totes Tier steckt?“ Steffen lächelt kühl und schiebt sich ein mit grünem Spargel gefülltes Röllchen in den Mund.

Tim verschluckt sich fast vor Lachen. Er zieht eine Augenbraue hoch und lehnt sich zurück, um den weiteren Schlagabtausch zu verfolgen. „Jetzt fehlt nur noch das Popcorn“, bemerkt er.

„Ich würde gerne einen veganen Hamburger probieren“, werfe ich ein und bedenke Tim mit einem giftigen Blick.

„Be my guest!“ Steffen schenkt mir ein strahlendes Lächeln, während Phil noch etwas näher rückt, sodass sein Arm wie zufällig von der Rückenlehne auf meine Schultern gleitet.

„Entschuldigt mich“, sage ich und stehe abrupt auf.

Wenn es sein muss, können sie ihren Testosteronkrieg alleine austragen, ganz sicher ohne mich. Doch als ich von der Toilette zurückkehre, ist zu meiner Überraschung Frieden eingekehrt. Meine drei Begleiter essen Sushi und diskutieren die Rolle Han Solos in den ersten drei Teilen der Star-Wars-Saga.

„Das Restaurant hast du echt gut ausgesucht!“ Phil lächelt mir zu. Sein Blick ist zärtlich. Aber für den Rest des Abends hält er seine Arme bei sich.

„Hast du herausgefunden, woran George gestorben ist? Oder ist etwas mit Papa?“ Kati mustert mich aufmerksam durch

den Bildschirm.

Meine Küchenuhr zeigt zwei Uhr nachts. Ich kann nicht schlafen.

„Soll ich mich in München bewerben?“

Kati schüttelt irritiert den Kopf. „Warum fragst du mich?“

„Wen soll ich sonst fragen? Papas Antwort kenne ich.“

„Wie wäre es, wenn du dir diese Frage selbst stellst?“

Ich glaube, sie ist verärgert.

„Ist was?“

„Mel, was soll ich dazu sagen?“

„Deine Meinung.“

„Du kennst sie. Ich erkläre es dir schon seit Jahren: Du musst irgendwann anfangen, selbst über dein Leben nachzudenken.“

„Das tue ich ja gerade!“

„Nein, du fragst mich!“

„Ich denke eben laut.“

Statt zu antworten, streicht sie sich unwirsch die Haare aus dem Gesicht und bindet sie mit raschen Bewegungen zu einem Zopf. Ich sage ebenfalls nichts. Was auch? Sie schaut mich nicht einmal an. Stattdessen nagt sie an ihren Fingern und starrt auf irgendeinen Punkt unterhalb ihres Monitors. Erst nach einer halben Ewigkeit flüstert sie: „Es ist egal, was ich sage. Am Ende machst du sowieso, was Papa will.“ Sie schaut halb traurig, halb verärgert auf. „Du bist eben sein kleiner Liebling.“ Wir sind also wieder beim Thema.

„Sag das nicht“, entgegne ich sanft.

„Aber es stimmt. Er hat dich immer mehr geliebt.“

„Er liebt dich ganz genauso.“

„Dann hat er eine komische Art, es zu zeigen.“

„Hast du mal versucht, ihn anzurufen oder ihm zu schreiben?“

„Ja. Beides. Mehrmals.“

„Das wusste ich nicht.“

Kati atmet hörbar aus. „Nein, das dachte ich mir.“

„Er ist verletzt, weil du gegangen bist.“

„Ich konnte nicht länger in eurer Nähe bleiben.“

„Was habe ich damit zu tun?“

„Mel. Du bist meine Schwester, und ich liebe dich über alles. Aber immer nur die zweite Geige zu spielen, hinter dir, seiner großartigen Mel, die Physikerin geworden ist genau wie er, das ist mir irgendwann zu viel geworden.“

Katis Worte geistern durch meinen Kopf. In meiner Erinnerung sehe ich meinen Vater, der mir anlässlich meines Diploms voller Stolz seine alte Buffetuhr überreicht. Ich sehe ihn, wie er meine Doktorprüfung verfolgt aus der letzten Reihe mit glänzenden Augen und am Ende am lautesten applaudiert. Hat er Kati nicht genauso unterstützt?

„Er ist sehr stolz auf dich. Er hat damals überall erzählt, dass du dein Medizinstudium mit Bestnoten abgeschlossen hast“, lüge ich.

„Zu meiner Prüfung konnte er nicht kommen, weil du gerade einen Seminarvortrag gehalten hast“, erwidert Kati eisig und verfällt in Schweigen. Plötzlich richtet sie sich auf. „Wenn du dich in zehn Jahren siehst, wo möchtest du dann sein?“

Ich hasse diese blöden Psychofragen aus der Küchenschublade. Was weiß denn ich, wo ich sein möchte? München oder Bochum? Das ist doch egal. Eigentlich ist die Frage völlig albern. Ich möchte da sein, wo jeder hin will.

„Ich möchte glücklich sein. Ich möchte stolz auf mich sein.“

Ich möchte Erfolg haben. Das ganze Programm.“

„Kinder? Familie?“

„Was soll das denn jetzt?“

„Das ist eine ganz normale Frage. Möchtest du Kinder haben?“

„Keine Ahnung. Wieso muss ich jetzt darüber nachdenken? Ich will wissen, ob ich mich auf die Stelle in München bewerben soll.“

„Weil deine biologische Uhr tickt.“

„Deine auch!“

„Klar. Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich dich das frage.“

„Bist du schwanger?“

„Nein.“

„Aber?“

Kati zögert. „Na ja, ich denke darüber nach. Wenn ich irgendwann Kinder haben möchte, bleibt nicht mehr viel Zeit.“

„Wieso? Du bist noch jung.“

„Noch. Mel, wir sind beide Mitte dreißig. Da geht es mit der Fruchtbarkeit steil bergab. Und hättest du Lust, die Pubertät deines Nachwuchses zu ertragen, wenn du kurz vor der Rente stehst?“

„Jeff?“

„Vielleicht. Jetzt und hier geht es um dich.“

„Kinder machen mir Angst“, sage ich nach einer Weile.

Kati schweigt. Natürlich auf ihre Art. Das Kati-Schweigen ist bohrend und die Frage, die über mir schwebt, offensichtlich.

Warum machen mir Kinder Angst?

Während ich darüber nachdenke, fallen mir Szenen meiner eigenen Kindheit ein.

„Mama war oft so traurig“, sage ich. „Ich erinnere mich, wie sie tagelang nur im Bett lag, und wenn sie aufstand, war sie wie eine Fremde, wie ein Zombie, ohne Seele.“

„Sie hatte Depressionen.“

„Wir haben sie ausgelaugt. Es war alles zu viel. Papas Karriere, sein Frust. Und dann auch noch wir. Kinder sind anstrengend. Du musst dich um sie kümmern. Und wenn du nicht aufpasst, machen sie Sachen. Sie können dich umbringen.“

„Das glaubst du doch nicht wirklich, oder?“

Glaube ich das wirklich? Ich weiß es nicht. Ich habe es nur gesagt, weil mir die Worte gerade in den Sinn kamen. Aber während ich darüber nachdenke, spüre ich, dass da noch mehr ist, mehr als ich vielleicht wahrhaben möchte. Irgendwo in mir lauert eine Antwort. Eine Antwort, die ich nicht hören will.

„Mel? Mama hat sich umgebracht.“

Ich starre auf den Bildschirm. Kati blickt mir ruhig entgegen, als würden wir nur über das Wetter sprechen. Aber ihre Worte wühlen in alten Wunden. Sie graben in mir, dringen in Bereiche vor, die ich gut verschlossen geglaubt habe.

„Mama hätte sich nie umgebracht. Sie hätte uns nie allein gelassen“, behaupte ich. Da bin ich mir sicher, sehr sicher.

„Papa hat gesagt, es war ein Unfall.“

Kati beobachtet mich stumm. Es macht mich nervös. Es war ein Unfall! Ganz bestimmt. Und dennoch brodelt in mir ein Vulkan. Langsam, ganz langsam füllt sich eine unterirdische Kammer mit Magma. Noch ist Zeit. Aber der Druck steigt. Was geschieht, wenn das sorgfältig geschichtete Erdreich meiner Seele dem Druck nicht mehr standhalten kann?

„Mel?“

Katis Stimme reißt mich zurück in die Gegenwart.

„Wenn du meine Meinung wissen möchtest ...“, flüstert sie leise.

„Ja?“

„Ich denke, du solltest dir selbst mehr vertrauen. Hör auf deine innere Stimme.“

„In mir quasseln tausend Stimmen. Ich weiß langsam nicht mehr, welche davon meine eigene ist.“

„Du wirst sie schon finden. Manchmal braucht es nur ein bisschen Zeit ... und Ruhe.“

„Und wo bitte soll ich die hernehmen? Hier geht es drunter und drüber. Jeder will etwas von mir, und wenn ich denke, endlich alles geschafft zu haben, kommt wieder etwas Neues. Manchmal weiß ich nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Ich habe kaum noch Zeit für mich.“

„Vielleicht ist das ja schon der erste Hinweis.“

Ich wünschte, Kati würde sich klarer ausdrücken. Aber sie schweigt wieder. Immerhin hat mich das Gespräch müde gemacht. Ich gähne, vielleicht etwas zu demonstrativ.

„Nimm dir Zeit“, flüstert sie zum Abschied.

Ich schaffe es gerade noch, mich ins Bett zu schleppen. Dann bin ich auch schon eingeschlafen.

Dienstag, 21. April

Ich betrete gerade den Kontrollraum, als Olli anruft.

„Mel? Gut, dass du da bist. Ich habe John Dalen vom Flughafen abgeholt. Ich bringe ihn zu dir nach unten, dann muss ich zu den Übungen. Um das Gepäck können wir uns doch später kümmern, oder?“

„Klar“, antworte ich und will noch hinzufügen, dass sie sich Zeit lassen sollen. Doch Olli hat bereits aufgelegt.

Mist! Im Kontrollraum sieht es noch genauso übel aus wie letzte Woche. Immerhin ist unser Labor in besserem Zustand. Tim und Olli haben aufgeräumt und sogar den Boden gefegt. In aller Eile greife ich nach dem Eimer für das Altpapier und beginne, den Müll einzusammeln. Doch fast im selben Moment geht die Tür auf.

Johns Gang ist gebeugt, und mir fällt auf, dass seine linke Hand zittert. Er ist alt geworden. Trotzdem freue ich mich riesig, ihn zu sehen.

„John! It is so good to see you“, rufe ich und laufe ihm entgegen. „Wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen?“

„Hm, es dürften fünf Jahre sein.“ Johns weicher amerikanischer Akzent rollt langsam und bedächtig. Seine Haut ist blass und voller Falten. Aber seine Augen leuchten wie eh und je. „Du hast dich kaum verändert.“ Er nimmt mich kurz in den Arm, macht einen wackeligen Schritt zurück und mustert mich. „Wenn überhaupt bist du noch hübscher geworden. Die Verehrer müssen bei dir Schlange stehen.“

Olli, der John gefolgt ist, grinst breit. Wahrscheinlich hat Tim ihm schon alle Details unseres gestrigen Abends berichtet.

Dass Klatsch und Tratsch sofort die Runde machen, darauf kann man sich bei uns verlassen.

„Mel, ich muss los.“ Mit dem Finger deutet Olli auf seine Armbanduhr.

„Geh schon, wir treffen uns nachher und planen die weiteren Tage. So gegen 15 Uhr?“

Olli nickt. „John, bis später.“

„Es hat mich gefreut, junger Mann.“ John lächelt und wendet sich mir zu. „Den Rest deines Teams lerne ich also heute Nachmittag kennen?“

„Es scheint so. Ich weiß nicht, wo Tim und Alois Schrödeler gerade stecken. Phil wollte eigentlich hier sein, wenn du kommst. Bestimmt ist er auf dem Weg.“

John lässt sich auf einem der Drehstühle nieder. „Du siehst, ich bin nicht mehr der Jüngste. Die Frage ist, ob ich dir überhaupt von Nutzen bin.“

„Zum Glück wollen wir keine Fußballmannschaft aufstellen.“

John lacht. Es klingt wie ein leises Glucksen. „Früher war ich ein guter Spieler. Stürmer, rechts außen. Nur sieht man mir das heute nicht mehr an.“

„Man muss eben genau hinschauen.“

John gluckst wieder. „So ist es. Aber wir machen ja nun Physik.“

„Was hältst du davon, wenn ich dich ein bisschen herumführe? Tim und Olli haben den Kugel-Detektor fertig aufgebaut. Alles steht bereit.“

„Du siehst, ihr werdet etwas nachsichtig mit mir sein müssen. Mein Kopf ist noch voll da, aber der Körper will nicht mehr so recht. Eine kleine Pause wäre mir jetzt lieb. Und ein kühles Getränk.“

„Wollen wir uns vielleicht in mein Wohnzimmer setzen? Dort ist es gemütlicher.“ Ich deute entschuldigend auf die Unordnung.

John schüttelt den Kopf. „Obwohl ich sehr neugierig bin, wie ein Wohnzimmer aussieht, das sich in einem Labor befindet, möchte ich für das Erste doch lieber hierbleiben. Wenn es dir nichts ausmacht.“

„Tut es nicht“, antworte ich leichthin. In Wahrheit sitzt mir ein Kloß im Hals. John war von meinen drei Mentoren der Älteste. Natürlich wird er nicht jünger. Trotzdem stimmt es mich traurig, dass die Jahre auch an ihm nicht spurlos vorbeigegangen sind. Ich schlucke, bevor ich weiterspreche. „Wasser oder Cola?“

„Cola Light, wenn du hast. In meinem Alter muss man auf den Zucker achten. Mit Eis, bitte.“

„Kommt sofort.“

Als ich kurze Zeit später aus der Küche zurückkomme, ist er tatsächlich in seinem Stuhl eingeschlafen. Sein Kopf hängt vor seiner Brust, und er schnarcht leise. Vorsichtig schiebe ich mit dem Ellbogen zwei Bücher zur Seite und stelle das Tablett mit unseren Getränken neben ihn auf den Tisch.

„John?“

Er schlägt die Augen auf. „Oh, ich bin eingenickt.“

Ich muss lächeln. Ich habe nie einen Großvater gekannt, aber wenn, dann hätte ich gehofft, dass er so wäre wie John. Trotz seines Alters, trotz seiner Falten und seiner gebrechlichen, leicht gebückten Haltung strahlt er Würde aus. Er hat etwas von einem alten Lord. Eine winzige Spur distanziert und doch voller Wärme und Weisheit. Er ist und bleibt mein Mentor. Selbst wenn ich keine junge Studentin

mehr bin, würde ich immer seinem Rat folgen, und nicht nur bei fachlichen Fragen.

Ich lasse mich auf den Stuhl neben ihm sinken und reiche John die Cola. Die Eiswürfel klappern leise gegen den Glasboden.

„Was ist mit dir?“, fragt er.

„Ich bleibe bei Kaffee.“

John schüttelt mit gespielter Missbilligung den Kopf und trinkt einen Schluck. „Hm. Perfekt.“ Er lehnt sich zurück und streckt die Beine aus. „Da wären wir also wieder.“

„Fast wie in alten Zeiten“, stimme ich zu und beiße mir sofort auf die Lippen. Es ist natürlich nicht wie früher. Rüdiger und George sind tot.

John nickt, als hätte er meine Gedanken erraten. „Es hilft nicht, der Vergangenheit nachzutruern. Wir leben in der Gegenwart.“ Er nimmt noch einen Schluck.

Während wir austrinken, zeige ich John Computerausdrucke mit den Ergebnissen der letzten Tests.

„So, nun wird es aber Zeit für die große Tour“, entscheide ich schließlich und nehme ihm das leere Glas ab.

„Gib mir nur einen Moment.“ Er lächelt matt, stemmt aber entschlossen die Arme auf die Seitenlehnen des Drehstuhls und hievt sich hoch. Das Aufstehen scheint ihm schwer zu fallen. Ich will ihm gerade zu Hilfe eilen, als er sich schon gefangen hat. Mit einer Hand stützt er sich an der Tischkante ab. „Der Kreislauf“, erklärt er.

Ich habe den Eindruck, dass er etwas schwerfällig spricht, als wäre seine Zunge geschwollen.

„Mel.“ Es klingt komisch. John sieht auch komisch aus. Blass. Er steht mir gegenüber und schwankt leicht, vor und

zurück. Mit der linken Hand fasst er sich an die Stirn, die andere klammert sich an die Tischkante, sodass die Fingerknöchel weißlich unter der dünnen Haut hervortreten.

„Würdest du ...?“ Er lallt! Johns Augen schweifen verwirrt durch den Raum. Sein Atem klingt seltsam flach. Er sollte sich wieder hinsetzen. Stattdessen macht er einen plumpen Schritt auf mich zu und greift nach meinen Armen.

Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich brauche Hilfe. John taumelt so stark, dass ich ihn kaum halten kann. Wo zum Teufel sind denn alle?

„Ja, John, ich habe dich!“, rufe ich, bemüht, die Panik in meiner Stimme zu unterdrücken. „Du musst dich hinsetzen.“

John ist zwar schlank, aber groß und erstaunlich schwer. Seine Hände umklammern meine Arme, sodass ich nicht wegkann.

„Hilfe!“, brülle ich, obwohl mich keiner hören kann.

Olli und Tim sind noch in den Übungen, und Alfred Müller ist wahrscheinlich bei seiner Carrerabahn. Alois und seine Techniker habe ich heute noch gar nicht gesehen.

Johns Augen sind weit aufgerissen. Sein Blick ist wirr. Anscheinend versucht er, etwas zu sagen. Doch dem Lallen, das aus seinem Mund kommt, kann ich nichts entnehmen. Der Stuhl steht nur einen Meter hinter ihm.

„John“, schreie ich, in der Hoffnung, seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Sein Blick sucht tatsächlich mein Gesicht. „Der Stuhl ist hinter dir, du musst nur einen Schritt ...“

Ich merke, dass John plötzlich wegsackt. Seine Knie geben nach. Ich weiß nicht, ob er den zweiten Teil meines Satzes überhört hat, oder ob es einfach zu spät ist. Ich kann ihn nicht mehr halten. Plötzlich geben seine kalkweißen Finger meine

Arme frei. Sein Kopf fällt in den Nacken. Dann bricht er zusammen.

„John!“ Ich merke, dass ich zurückweiche. „Hilfe!“, schreie ich laut. Oder flüstere ich nur?

Aus weiter Ferne dringt Phils Stimme zu mir. „Mel?“ Die Stimme kommt näher. „Mel? Was ist passiert?“ Zwei Hände packen mich und hieven mich auf einen Stuhl.

„John“, stammle ich und hebe matt den Arm.

„Keine Sorge, ich kümmere mich um ihn“, höre ich Phil sagen. Sehen kann ich nichts mehr. Um mich herum ist alles dunkel.

Aus der Dunkelheit kriecht wieder dieser Nebel. Ich lasse los, die Wirklichkeit bleibt zurück, und ich gleite in die wunderbare Welt der Verdrängung. Alles ist gut. Ich habe keine Angst. Nichts kann mir hier passieren. Ich lasse mich tragen. Irgendwohin. Ich bin allein und frei und unendlich leicht.

„Mel?“, ruft eine Stimme aus dem Nichts.

Mit aller Macht dränge ich sie zurück. Dieser wohligweiße Nebel ist mein Reich. Hier bin nur ich. Ich allein. Ohne Pflichten, ohne Sorgen, ohne Fragen. Schwerelos.

Doch ich merke, dass etwas an mir zerrt. Etwas, das irgendwo unter den Wolkenbergen verborgen liegt, zieht mich magisch an. Ich werde fortgezogen. Hinab. Schneller und schneller. Keine Ahnung, wohin. Ich weiß nur, dass ich falle.

Rüdiger! Sein toter Körper erscheint unscharf vor mir auf dem Boden. Dann hat der Nebel ihn wieder verschluckt.

Ich falle weiter. Tiefer. Bis Teppichboden meinen Sturz bremst. Ein Zimmer taucht auf. Es kommt mir bekannt vor.

Zwei Mädchen mit langen braunen Zöpfen sitzen vor mir auf dem Teppich und spielen. Das ältere Mädchen legt Bilder aus bunten Steinen. Sie summt vor sich hin, legt den Kopf schief und betrachtet ihr Werk. Sie sieht glücklich aus. Ich setze mich neben sie und schaue ihr zu.

Eine große Blume liegt vor uns auf dem Boden. Sie hat einen langen grünen Stiel, ein geschwungenes Blatt und eine üppige Blüte. Ihre Mitte besteht aus runden blauen Steinen, die Blütenblätter aus ovalen, roten und gelben.

„Du sollst nicht mit Mamas Tabletten spielen! Was, wenn sie nachher nicht mehr weiß, welche sie nehmen muss?“, ruft das kleinere Mädchen.

Oh, nein! Ihre Worte rütteln etwas wach. Eine vage Erinnerung. Ich will nicht bleiben. Ich weiß, was passiert. Ich will es nicht sehen. Ich will zurück in meine sanfte, weiße Welt des Vergessens. Ich versuche, mich vom Boden abzustößen, aufzusteigen, nur fort von hier.

Es funktioniert. Der Raum mit den Kindern löst sich auf. Er gleitet zurück in den Nebel und verliert sich in der Unendlichkeit. Wolken hüllen mich ein und wiegen mich in ihren Armen, bis ich alles um mich herum vergessen habe. An was habe ich gerade noch gedacht? Ich weiß es nicht mehr. Es ist nicht wichtig. Nichts ist mehr wichtig.

„Mel?“ Mein Vater steht vor mir. Sein Gesicht beugt sich über mich. Ich schließe die Augen. Wo bin ich? Sitze ich? Liege ich? Ich habe völlig die Orientierung verloren.

„Mel?“ Da ist eine zweite Stimme. Eine tiefe, beruhigende Stimme. Ich kenne sie. „Mel? Kannst du mich hören?“ Es ist Phil.

Als ich die Augen öffne, sehe ich ein romantisches Südseehotel vor einer grauen Betonwand. Ich liege auf dem Klappbett in meiner gemütlichen Ecke. Was tue ich hier? Bin ich eingeschlafen?

„Sie hat einen Schock.“ Das ist die Stimme meines Vaters. „Ich bringe sie nach Hause.“

Nein! Ich will nicht weg. Mühsam richte ich mich auf. „Mir geht es gut“, lüge ich, nicht sehr überzeugend.

Was ist passiert? Ich versuche, mich zu erinnern. Mein Kopf fühlt sich an, als hätte ihn jemand mit Watte ausgestopft. Außerdem reden alle gleichzeitig.

„Sie gehört ins Bett.“ Mein Vater.

„Geben Sie ihr einen Moment, damit sie sich fangen kann.“ Phil.

„Was ist hier los?“ Ich glaube, das ist Alois Schrödeler. Wo war er eben, als ich ihn brauchte?

Eben?

„John!“, rufe ich. Der Schreck raubt mir für einen Moment den Atem.

„Es geht ihm gut, Mel.“ Wieder Phil.

„Was ist denn passiert?“ Tim?

Auch das noch. Sie sollen weg. Verschwinden. Sofort. Das ist meine Ecke, mein Rückzugsraum. Niemand hat hier etwas zu suchen.

„Lasst mich in Ruhe, mir geht es gut!“, rufe ich mit so viel Nachdruck, wie ich aufbringen kann. Doch damit ist meine Energie erschöpft. Ich schliesse die Augen und lehne mich an die Wand.

„Sie hat recht“, höre ich den strengen Ton meines Vaters. „Alle raus hier.“

„Phil?“, frage ich matt.

Ich spüre seine Hand auf meiner Schulter. „Ich bin hier.“

„Kannst du mich zu John bringen?“

Er lacht leise. „John ist im Krankenhaus. Aber ich glaube, es ist nichts Schlimmes, nur ein kleiner Schwächeanfall.“

„Du gehörs ins Bett!“ Mein Vater steht vor mir und mustert mich durch seine Brille. Seine Lippen sind dünn.

„Es war ...“ Ich erinnere mich wieder. John, der schwankend und lallend vor mir stand. „Nein! Es war kein Schwächeanfall.“

„Der Flug war anstrengend für ihn. Mach dir keine Sorgen. Morgen ist er wieder fit.“ Phil hat seinen starken Arm um mich gelegt.

„Aber ...“

„Im Krankenhaus wird man sich um ihn kümmern“, erklärt mein Vater mit einer Autorität, die jeden Widerspruch sinnlos macht. „Ich fahre dich jetzt nach Hause. In einer halben Stunde muss ich zurück sein. Also werden wir uns beeilen und nicht länger diskutieren.“

Ich weiß, er macht sich Sorgen. Aber irgendetwas hält mich zurück. Etwas in meinem Unterbewusstsein sträubt sich gegen ihn. Ich will nicht mit ihm allein sein. Nicht einmal für die kurze Fahrt.

„Phil?“ Ich höre meine eigene Stimme und wundere mich, wie zerbrechlich sie klingt.

„Ich kann Mel nach Hause bringen“, erklärt Phil fest.

Er zieht vorsichtig seinen Arm von meiner Schulter, stellt sicher, dass ich nicht zur Seite kippe und richtet sich auf. Phil ist etwas kleiner als mein Vater, aber mit seinen breiten Schultern und muskulösen Armen deutlich kräftiger.

Mein Vater macht unwillkürlich einen Schritt zurück. „Gut,

wenn Mel das recht ist“, gibt er widerstrebend nach, wirft einen Blick auf die Uhr, dann zu mir. „Aber ruf mich später an.“ Er zögert noch einen winzigen Moment. Doch dann verlässt er ohne ein weiteres Wort den Raum.

Phil schaut ihm einen Moment lang nach, bevor er sich neben mich auf das Klappbett setzt, so nah, dass sich unsere Arme berühren. Meine Knie sind weich. Irgendwo in der Ferne höre ich das leise Rattern und Pfeifen der Pumpen, das Surren der Ventilatoren und direkt neben meinem Ohr Phils gleichmäßigen Atem. Ich merke, wie ich mich langsam zur Seite neige, bis mein Kopf auf seiner Schulter liegt. Er hebt vorsichtig den Arm, legt ihn um meinen Körper und zieht mich zu sich heran. Dann spüre ich seine Lippen auf meinem Haar. Obwohl dieser Tag schrecklich war, obwohl ich erschöpft und müde bin, fühle ich mich in diesem Moment einfach unendlich wohl.

Mel geht es wieder besser. Phil hat ihr noch das Radio angeschaltet und eine Kanne Tee gemacht. Kamillentee! Und das, obwohl sie eigentlich lieber Kaffee wollte. Immerhin hat er sich dann endlich verkrümelt. Ist auch besser so. Mel ist schon durcheinander genug, selbst ohne dass er hier herumscharwenzelt.

Eigentlich ist es völlig blödsinnig, dass wir jetzt zu Hause rumhocken. Mel ist doch nicht krank. Sie ist nur ein bisschen geschockt. Es war eben nicht schön zu sehen, wie John direkt vor unseren Augen zusammengebrochen ist. Das tut mir wirklich leid. Aber nun ist es ja überstanden. Er ist nicht einmal gestorben. Und im Labor wartet der Kugel-Detektor auf uns. Wir

könnten endlich anfangen. Alois hat gestern gesagt, der Beschleuniger wäre bereit. Die Ionenquelle brennt seit ein paar Tagen stabil, sodass er nur noch die Spannung anlegen muss. Und eigentlich wollten wir uns doch alle heute Nachmittag im Kontrollraum treffen, um den Schichtplan für die nächsten Tage aufzustellen. Man muss ja absprechen, welche Messungen in welcher Reihenfolge gemacht werden, und wer tagsüber arbeitet, wer nachts. Aber dank Phil ist nun alles anders.

Ich habe es ja geahnt. Er hat sofort seine Chance genutzt und die Führung an sich gerissen. Ohne Mel zu fragen, hat er das Meeting auf morgen verlegt. Und statt sich zu wehren, sitzt Mel vor mir mit hundert Kissen im Rücken und starrt in die Luft.

Ich muss versuchen, an sie heranzukommen. Seit Phil da ist, ist es schwierig geworden. Er umgarnt Mel so, dass für nichts anderes mehr Platz ist. Er verdrängt einfach alles. Das Labor. Mich. Plötzlich hat sie nur noch diesen Kerl im Kopf. Es ist wirklich ärgerlich. Immer, wenn ich denke, dass alles gut wird und Mels Leben sich in die richtige Richtung dreht, kommt irgendetwas dazwischen. Oder irgendjemand. Jetzt ist es Phil, der Idiot. Und ich weiß, was er tut. Er will sie ausnutzen. Genau wie alle anderen. Und, was noch schlimmer ist, er versucht sogar, mich auszubooten. Aber das soll er nur wagen. An seiner Stelle wäre ich vorsichtig. Ich bin nicht Mel. Ich werde ihm nicht tatenlos zusehen.

Ich fühle mich leer. Körperlich scheint alles wieder in Ordnung zu sein. Ich liege auf dem Sofa in meiner Küche und

starre an die Decke. Draußen ist es dunkel. Durch die Küchenfenster fällt kein Licht. Aber hier drinnen ist es warm und hell. Das Radio spielt leise, doch ich höre nicht hin. Vor meinen Augen flimmern verzerrte Bilder. Ich werde sie nicht los. Egal, ob ich die Augen schließe oder öffne. Die Bilder sind einfach da. John, der vor mir steht und taumelt, als wäre er betrunken. Das Glas Cola mit den Eiswürfeln. Ein Mädchen, das mit bunten Tabletten spielt. Rüdigers lebloser Körper, die glimmende Zigarette zwischen seinen Lippen. Phil und ich in der Laborküche.

Alles ist so wirr. Ich kann keinen Zusammenhang erkennen. Wahrscheinlich weil es keinen gibt. Es sind einfach nur willkürlich zusammengewürfelte Szenen, die mein geschocktes Unterbewusstsein zornig durcheinanderwirft. Ich möchte schreien und diese verstörenden Erinnerungsfetzen aus meinem Hirn verbannen. Doch statt zu verschwinden, beginnen die Bilder zu toben. Ein unbezähmbarer Sturm. Sie wirbeln umeinander, verkleben zu absurden Collagen greller Flashbacks. Phils rote Locken mischen sich mit Steffens braunen Augen. Karl-Peter tanzt mit Kati durch die Luft und fragt, was sie von Zufällen hält. Sie drehen sich um den toten Körper meiner Mutter. In der Küche füllen Phil und ich Kaffee in Eiswürfelschalen. Und über allem blinkt eine knallbunte Cola-Reklame. Cola mit Eis, Eiswürfel im Wasser und Wasser in Kanistern. Alfred Müller kratzt sich seinen haarigen Bauch und warnt: Es sieht nur so aus wie Wasser.

Endlich bremst der Sturm abrupt ab. Alles steht still. Die Bilder verschwinden. Ruhe. Nur das Radio dudelt leise vor sich hin. Für einen Moment schließe ich die Augen, lausche auf meinen eigenen Atem. Ich spüre dem Luftstrom nach. Ein und

aus. Ein und aus. Der Sauerstoff füllt meine Lungen und reinigt meine Gedanken. Doch leider befinde ich mich nur im Auge des Orkans.

Dann stürmt es wieder los. Als würde mir jemand einen Eimer klirrend kaltes Wasser ins Gesicht kippen, strömen die Bilder erneut auf mich ein, und ich erstarre angesichts ihrer Fülle. Kati. Phil. Steffen. Mein Vater. John schwankt. Rüdiger taumelt. Meine Mutter liegt. Am Boden. Tot. Neonröhren flackern. Die Kühlung zischt. Kalte Schwaden aus Stickstoff füllen den Raum. Bremsen quietschen. Die Cola. Ein grüner VW-Golf. Das Eis. Es sinkt.

Ich springe auf. Eine blaue Tasse mit Tee, die ich aus irgendeinem Grund in der Hand gehalten habe, fällt zu Boden und zerbricht. Der Tee bildet eine hässlich gelbgrüne Pfütze auf meinem Küchenboden. Es ist mir egal. Ich muss ins Labor. Jetzt. Sofort!

Keine zehn Minuten später parke ich meinen Wagen mit quietschenden Reifen und renne die Straße zu unserem Labor hinab. Ein kurzer Blick auf die Uhr. Es ist halb acht. Abends. Wenn ich Glück habe, sind schon alle weg. Meine Augen gleiten das Physikgebäude hinauf. Die Büros liegen hinter dunklen Scheiben. Trotzdem schaue ich schnell über meine Schulter. Rechts, links. Niemand ist zu sehen, als ich die Tür zum Labor aufschließe und mich durch den schmalen Spalt schiebe. Statt den Fahrstuhl zu nehmen, husche ich die Treppen hinab. Meine Vorsicht ist überflüssig. Aus der Glastür zum Kontrollraum fällt kein Licht, und auch der Spalt unter Alois' Bürotür ist schwarz. Ich bin allein. Alles ist gut.

Mit dem Rücken gegen die kühle Betonwand gelehnt, stehe

ich neben dem Eingang zu den Waschräumen und versuche, mich zu sammeln. Ich bin völlig außer Atem. Mein Herz rast. In meinem Kopf hämmern tausend kleine Schlägel von innen gegen meine Schläfen. Zum Glück kann ich einigermaßen klar denken. Ich muss herausfinden, was passiert ist. Jetzt oder nie.

Es dauert ein paar Minuten, bis mein Atem ruhiger wird und das Hämmern in meinem Kopf nachlässt. Dann bin ich bereit. Ich mache mich auf den Weg, den Gang hinab. Dort wende ich mich nicht nach rechts, Richtung Kontrollraum, sondern biege nach links ab, folge dem schmalen Flur vorbei an den Werkstätten der Techniker, bis ich die Küche erreiche. Sie ist neben den Toiletten wahrscheinlich der einzige Raum, den die Putzfrauen hier unten betreten. Denn sie ist frisch gereinigt und aufgeräumt. Doch das macht nichts. Was ich suche, steht nicht einfach herum.

Mein Weg führt mich zum Kühlschrank. Zwei Flaschen Cola, mehrere Flaschen Bier und eine angebrochene Cola Light liegen in den Fächern unter dem Eisfach, hinter dessen Klappe ein fürchterliches Geheimnis lauert.

Ich merke, wie ich in der Bewegung innehalte. Will ich es wirklich wissen? Plötzlich ist meine Sicherheit verschwunden. Gerade bin ich über rote Ampeln gerast, nun bewegt sich meine Hand nicht weiter. Wo ist meine innere Stimme, die mich antreibt? Die mir sagt, was ich tun muss? Sie schweigt. Ausgerechnet jetzt.

„Reiß dich zusammen“, schreie ich laut gegen mein inneres Schweigen an. Ich muss es tun. Es hilft nicht, die Augen vor der Wahrheit zu verschließen. Wenn John Dalens Schwächeanfall kein weiterer Zufall auf der stetig wachsenden Liste werden soll, muss ich jetzt stark sein. Ich brauche eine

Antwort. Für alle Karl-Peter dieser Welt. Für Kati. Und für mich. Jetzt!

Ich öffne die Eisklappe und spähe hinein. Dort, im Gefrierfach, liegen die weißen Eiswürfelschalen, die Phil und ich am Wochenende gefüllt haben. Die hinteren sind voll. Nur in der vordersten fehlen die meisten Würfel, die Würfel, die ich in Johns Cola geleert habe.

Ich hole die angebrochene Form heraus. Nach einigem Suchen finde ich in einem der Hängeschränke eine Salatschüssel. Ich stelle sie in die Spüle und drehe den Hahn auf. Langsam füllt sie sich mit Wasser, während ich die Plastikform so lange gegen ihren Rand schlage, bis sich die Eiswürfel lösen. Einer nach dem anderen fallen sie klappernd ins Wasser. Und sinken hinab.

Nein! Ich merke, dass sich feine Schweißperlen auf meiner Oberlippe sammeln. Gleichzeitig krabbelt ein kalter Schauer über meinen Rücken. Panisch reiße ich den Kühlschrank wieder auf. Ich ziehe eine Plastikform nach der nächsten aus dem Eisfach und leere sie in die Schüssel. Die Eiswürfel platschen in das kalte Wasser, wiegen sich kurz auf den Wellen und sacken hinab. Ich stecke meine Hand tief in die Schüssel, rühre wild durch das Wasser. Der Ärmel meines Hemds ist nass. Eiswasser schwappt über den Rand und klatscht kalt gegen meinen Bauch. Aber wann immer ich innehalte, mit dem Rühren aufhöre und meinen Arm aus der Schüssel ziehe, passiert dasselbe. Die Eiswürfel schaukeln noch einen hoffnungsvollen Moment lang auf den Wellen. Doch kaum lässt der Strudel nach, sinken sie hinab. Langsam tiefer und immer tiefer. Sie sammeln sich leise klimpernd auf dem Schüsselboden und bleiben schließlich liegen. Das Eis ist

schwer. Zu schwer!

Etwas hämmert von innen gegen meine Schläfen. Ich habe das Gefühl, keine Luft zu bekommen. Ich muss hier raus. Ich stürze aus der Küche. Hinter mir fällt die Schüssel auf den Boden, Wasser und Eiswürfel klatschen gegen die Beine des Esstisches und die unteren Schränke. Aber ich sehe mich nicht um. Ich renne. Ich renne den Gang hinab. Er nimmt gar kein Ende. Wird länger. Viel länger. Und enger. Über mir flackert eine Neonröhre. Ihr Licht wirft meinen Schatten auf den Boden. Vor mir. Neben mir. Dann ist er hinter mir. Ich drehe mich im Laufen um, beobachte, wie mich mein eigener Schatten verfolgt. Und renne schneller.

In meinem Kopf kreisen die Gedanken. Das kann nicht sein. Das darf nicht sein. Ich habe mich geirrt. Es muss noch eine andere Erklärung geben. Die Glastür zum Kontrollraum versperrt mir den Weg. Aber ich will es wissen. Ich darf nicht aufhören, bis ich die Antwort habe. Vielleicht habe ich mich nur getäuscht. Noch kann alles gut werden. Mit meinem ganzen Gewicht werfe ich mich gegen die Tür und stürze in den Kontrollraum. Hier ist es dunkel. Doch das ist egal. Ich brauche kein Licht. Die flackernden roten und grünen Anzeigen der Kontrolleinheit weisen mir den Weg.

Als ich den Gang auf der anderen Seite erreiche, stolpere ich über einen der Drehstühle. Die bunten Lämpchen liegen nun hinter mir. Hier, im Gang, ist alles schwarz. Irgendwo muss ein Lichtschalter sein. Ich finde ihn nicht. Mühsam taste ich mich vorwärts. Es geht um eine Kurve. Die Betonwände leiten mich, bis ich den nächsten Flur erreiche. Noch ein paar Meter, dann ertaste ich die Tür zum Abstellraum. Sie steht offen.

Mein Herz pocht. Ich zähle die ratternden Schläge. Eins. Zwei. Drei. Vier. Und schalte das Licht ein. Erbarmungslos grell erhellt eine einzelne Neonröhre den kleinen Raum bis in die letzte Ecke. Nichts kann sich hier verstecken. Hinten rechts steht die Holzpalette. Davor, auf dem Boden, stapeln sich die leeren Kanister, so wie Phil und ich sie am Sonntag zurückgelassen haben. Ein Haufen milchig weißer Plastikmüll. Den letzten halbvollen Container habe ich etwas abseits der anderen, links neben die Tür gestellt. Ich drehe mich um. Er ist noch da. Erleichtert beuge ich mich hinab. Alles wird gut. Ich habe mich nur geirrt. Fast zärtlich hebe ich ihn hoch. Er ist leicht. Federleicht. Leer.

Nein! Ich schüttele den Kanister mit beiden Händen. Wild. Und völlig sinnlos. Das kann nicht sein. Es darf nicht sein. Doch das schwere Wasser ist verschwunden.

Ich merke, dass meine Knie nachgeben. Ich lehne mich mit dem Rücken an die Wand, rutsche hinab. Meine Hände umklammern den Kanister. Halten ihn fest. Halten mich an ihm fest. Mein Herz rast. Meine Beine zittern. In meinem Kopf pochen die Hämmerchen im Takt einer Stimme.

„Es sieht aus wie Wasser, es schmeckt wie Wasser, es ist nur tausendmal teurer und absolut tödlich.“

Es war kein Zufall. John Dalen hatte keinen Schwächeanfall. Er mag alt sein und etwas zittrig. Der Flug war gewiss anstrengend. Aber einen Schwächeanfall hatte er nicht. Es war ein Anschlag. Jemand hat versucht, John Dalen zu ermorden.

Mittwoch, 22. April

Ich schlage die Augen auf. Ich liege in meinem Bett und habe keine Ahnung, wie ich hierher gekommen bin. Vor meinem Fenster zwitschern die Vögel. Die Vorhänge bewegen sich leicht im Wind, und ein paar zarte Sonnenstrahlen bahnen sich einen Weg in mein Zimmer.

Der Wecker neben meinem Bett zeigt 7.30 Uhr. Erschrocken fahre ich hoch und stöhne laut auf. Mein Rücken schmerzt, als hätte ich auf einer Matratze aus Stein gelegen. Was ist nur passiert? Mein Kopf fühlt sich an, als würde er jeden Moment platzen, als wäre er gestopft mit Erinnerungen. Erinnerungen an den gestrigen Abend, die er krampfhaft zurückhält. Ich möchte ihn schütteln, ihm die Erinnerungen entreißen, die Kontrolle zurückgewinnen und kann es nicht.

Ohne einen Plan stolpere ich in die Küche und greife nach der Kaffeekanne, vielleicht weil es Teil meiner Routine ist, weil ich es jeden Morgen so mache. Doch als ich den alten Kaffeesatz in den Müll leere, entdecke ich die Reste meiner blauen Tasse. Ihre Scherben liegen auf durchweichten Küchentüchern und einer alten Scheibe Graubrot. Komisch. Ich kann mich nicht erinnern, die Tasse zerbrochen zu haben. Ob es Phil passiert ist, als er gestern hier war? Ich weiß es nicht. Und so sehr ich mich auch anstrenge, in meinem Kopf herrscht Leere.

Erst, als ich unter der Dusche stehe, kommt die Erinnerung mit einem Schlag zurück und brennt wie flüssiger Stickstoff in meiner Brust. Ich merke, wie ich erstarre. Jedes Haar auf meinem Körper richtet sich auf. Mir ist eiskalt. Das heiße

Wasser rinnt an mir hinab. Ich spüre es nicht. Ich fühle nichts, ich sehe nichts. Doch ich höre. Ich höre jeden einzelnen Wassertropfen, der gegen die Glasscheibe prasselt, gegen die Fliesen trommelt, oder in die Duschwanne schlägt. Unrhythmisch. Hektisch. Laut. Mord! Jemand hat versucht, John Dalen zu ermorden.

In der Küche pfeift der Wasserkocher. Der schrille Ton bohrt sich in mein Bewusstsein. Sein Kreischen vermischt sich mit dem Hämmern der Wassertropfen, bis es schmerzt. Ich kann mich nicht bewegen. Lähmende Fragen winden sich durch meinen Kopf. Wer wollte John umbringen? John Dalen, den gutmütigsten Menschen, den ich kenne, meinen Mentor, den frisch gekürten Nobelpreisträger.

Zittern erfasst mich. Weiße Nebelschwaden steigen vom Boden auf. Sie hüllen mich ein, wollen mich in eine andere Dimension entführen. Dorthin, wo alles leicht und schwerelos ist. Ich möchte mich treiben lassen. Nur fort von hier. Aber etwas hält mich zurück. Es ist nicht meine innere Stimme. Es kommt aus der Tiefe, jenseits jeder Kontrolle, jenseits aller Wünsche. Mein Instinkt? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich mich jetzt nicht fallen lassen darf, nicht aufgeben. Nur nicht meinen Verstand verlieren.

Verzweifelt versuche ich, mich auf irgendetwas zu konzentrieren. Egal, auf was. Zählen ist gut. Die Kacheln der Duschwand. Eins, zwei, drei, vier, fünf. Zweite Reihe. Sechs, sieben. Die Nebel ziehen sich zurück. Acht, neun, zehn. Meine Gedanken rotieren wild. Elf, zwölf, dreizehn. Ich muss sie anhalten, einfangen und fokussieren. Vierzehn, fünfzehn.

Was hat Karl-Peter gesagt? Ist es nicht ungewöhnlich, dass zwei der drei Nobelpreisträger innerhalb weniger Wochen

sterben? Was, wenn noch ein dritter dazu käme? Alles Zufall? Nein! Die Eiswürfel waren kein Zufall. Wer weiß davon? Wer ahnt etwas? Außer mir hat niemand einen Beweis gesehen. Oder doch? Offiziell hatte John einen Schwächeanfall. Das bedeutet, ich bin die Einzige, die die fürchterliche Wahrheit kennt. Ich. Und der Täter.

Aber John lebt. Noch.

Ich muss ins Krankenhaus. Jetzt. Sofort. Ich muss John warnen, bevor es zu spät ist, bevor der Täter es erneut versucht.

Nein! Das geht nicht. Heute Morgen habe ich eine Vorlesung. Wenn ich sie absage, wird es auffallen. Der Mörder wäre gewarnt. Aber wenn ich zu spät komme ... Alles ist so verwirrend. Vielleicht sollte ich mit jemandem reden. Ich könnte meinen Vater anrufen. Aber soll ich ihm von meinem Verdacht erzählen? Nein, besser Phil. Wirklich? Phil? Er wusste von den Eiswürfeln. Hätte er ...? Nein! Wer war es dann? Doch mein Vater? Blödsinn! Allein der Gedanke ist abwegig. Mein Vater, ein Mörder. Oder Phil? Ich werde noch verrückt. Und dennoch. Es war kein Zufall. Irgendjemand hat es auf John abgesehen. Und Rüdiger. Und George. Und der Täter hat Zugang zu unserem Labor.

Ich muss die Polizei einschalten. Sie kann verdeckt ermitteln, während ich nach außen tue, als sei nichts gewesen. Denn egal, was passiert, ich darf den Mörder nicht warnen oder seine Aufmerksamkeit auf mich lenken. Ich muss gute Miene zum bösen Spiel machen. So heißt es doch. Das bedeutet, ich muss in die Vorlesung gehen, wie an einem ganz normalen Tag, nach einer ganz normalen Nacht. Danach zur Polizei. Schnell! Denn die Zeit rennt gegen mich.

Ich japse nach Luft. Atme, Mel! Du hast einen Plan! Und das ist beruhigend.

Mit wenigen Minuten Verspätung stolpere ich in den Hörsaal. Anscheinend hat Herr Homann die Studenten in der Zwischenzeit mit einem Experiment unterhalten und baut gerade das nächste auf, während ich in aller Eile meinen Mantel ablege und meinen Laptop an den Beamer schließe. Meine Hände zittern. Vielleicht ist es Angst oder nur die Kälte in mir. Doch ich muss mich zusammenreißen. Niemand darf meine Unsicherheit bemerken. Leider habe ich vergessen, welches Thema heute anliegt. Egal. Ich werde mich auf Herrn Homann verlassen.

Einen Moment später finde ich mich auf einem Stuhl sitzend wieder. Mir gegenüber biegen sich die Studenten vor Lachen. Meine Kopfhaut kribbelt wie tausend Ameisen, und ich spüre, dass sich meine langen Haare zu einer fürchterlichen Afrofrisur nach allen Seiten von meinem Kopf abspreizen. Offensichtlich mache ich mich gerade total lächerlich.

„Uups“, jankert Herr Homann sichtlich erschrocken. „Das war jetzt ein Versehen. Wirklich. Vielleicht hätten wir das doch besser geprobt.“

Ich könnte ihn umbringen, trotzdem bleibe ich ruhig, wenn auch nur äußerlich. Gute Miene, ermahne ich mich. Hier sitzt Mel, die allzeit Freundliche, die Ahnungslose. Mit einem gezwungenen Lächeln ergebe ich mich meinem Schicksal und mache mit zittrigen Fingern sogar noch ein Peace-Zeichen in die Menge. Immerhin lenkt es von meinem eigentlichen Problem ab. In diesem Albtraum fällt niemandem auf, dass meine Gedanken in Wirklichkeit um John kreisen. Um Rüdiger.

Und George.

Erst als ich beobachte, wie ein junger Mann in der vierten Reihe ein Handy zückt und die Kamera auf mich richtet, hält das Kopfkarsuell mit einem Ruck an. Mein Stolz rebelliert und reißt mich aus der Starre.

„So nicht!“, rufe ich entschlossen und springe auf. Dass ich hier vor allen das ahnungslose Versuchskaninchen abgebe und lächle, während ich mich innerlich zermartere, ist die eine Sache. Fotos oder Filme davon im Netz brauche ich bestimmt nicht. „Die Bedingungen zu dieser Vorlesung lauten: keine Aufnahmen, keine Videomitschnitte!“ Meine Kopfhaut juckt, weil meine Frisur langsam in sich zusammenfällt.

„Sollte ich einen von euch beim Fotografieren oder Filmen erwischen, fliegt nicht nur er durch die Prüfung am Ende des Semesters, sondern auch seine Banknachbarn rechts und links von ihm.

- Ende der Buchvorschau -